PT/2388/K63/J8/v.3

PT
2388
.K63
J8
1825
v.3

Jugend-Geschichte

Jugend-Geschichte des Herrn de Morbière.

Ein Gemälde

aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des Funfzehnten.

Herausgegeben

von

L. Kruse.

Dritter Theil.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1826.

PT
2388
K63
J8
v.3

Jugendgeschichte

des

Herrn de Morbière.

Dritter Theil.

Die Prüfungen der Mademoiselle de M****.

Ich bin das jüngste von den drei Kindern des Grafen de M***. Noch in einem sehr zarten Alter war ich so unglücklich meine Eltern zu verlieren. Mein jüngerer Bruder und ich wurden beide unter die Vormundschaft unsres ältesten, obgleich noch sehr jungen Bruders gestellt, im Grunde eigentlich nur der Form nach, denn er war noch nicht majorenn. Mein jüngerer Bruder wurde in eine Militärschule geschickt, und ich trat in Saint Cyr hinein. Noch vor ihrem Tode hatte meine Mutter einer ihrer Frauen, die ihr volles Vertrauen besaß, übertragen, über mich und meine Erziehung zu wachen. Madame Dürand,

so nannte sich meine Gouvernante, entsagte dem geselligen heitern Leben, das ihr ein kleines Vermögen versicherte, um sich bei mir in meinem Kloster einzuschließen.

Die Lehren, welche mir in Saint Cyr eingeflößt wurden, würden jedoch, obgleich sehr verehrungswürdig, kaum hinreichend gewesen seyn, um mich vor den Abgründen, in welche mich später Eigensucht und Intrigue hinabzustürzen getrachtet, sicher zu stellen, wenn nicht die Sorgfalt meiner würdigen Freundin jene ergänzt, wenn ihre Klugheit nicht über mich gewacht, ihre frommen Ermunterungen mir nicht den Faden gereicht hätten, an dem ich mich in dem schrecklichen Labyrinth, worin ich mich unversehens hineingeführt sah, gehalten.

Der König besuchte mitunter Saint Cyr; man sorgte immer dafür, ihm solche der vielen Kostgängerinnen vorzustellen, von denen gehofft werden konnte, daß sie durch ihre Schönheit, ihre Talente oder ihre Anmuth seine Aufmerksamkeit erregen würden. — Ich hatte bei-

nahe mein funfzehntes Jahr erreicht, als ich erwählt wurde, den verbindlichen Gruß herzusagen, der jedesmal, wenn er das Haus mit seiner Gegenwart beehrte, ihm gebracht wurde.

Der König schien mich besonders zu bemerken, und sagte mir in der That sehr schmeichelnde Worte. — Er fragte die Superiorin nach meinem Namen, nach meiner Familie. Es schien sogar daß er sich meiner erinnerte, und soll wirklich selbst nach Verlauf einiger Tage bei Hofe von mir gesprochen haben.

Seit dem Tode meiner Mutter hatte ich meinen ältesten Bruder nicht gesehen. Er war nie in mein Kloster gekommen, und er hatte es nie der Mühe werth gehalten, sich nach mir zu erkundigen. — Auf einmal veränderte er sein Benehmen; seit dem letzten Besuche des Königs ging kein Tag hin, an dem er nicht kam, um mich zu sehen. — Er gab mir die süßesten Schmeichelnamen, überhäufte mich mit Güte, machte mir fast täglich kleine Geschenke, die, obgleich von wenigem Werthe an

sich, doch große Aufmerksamkeit aussprachen, die mich zur Dankbarkeit aufforderten, und immer von größerer Bedeutung wurden, indem sie sich bis in die kleinsten Details, meine Erziehung und meine Toilette betreffend, erstreckten; er war nicht mit den Lehrern des Klosters zufrieden; er schickte mir andre. — Eben sowohl aus reiner Lust, als um seiner Sorgfalt zu entsprechen, machte ich in sehr kurzer Zeit große Fortschritte in der Musik, im Tanzen und in andren weniger auffallenden, aber vielleicht nützlicheren Künsten. —

Mehr als ein Jahr war verronnen, seit dem letzten Besuche des Königs. — Jeden Augenblick erwartete man Nachricht von der Bestimmung des Tages, an dem er uns wieder besuchen würde. Mein Bruder ließ mir ihn wissen. Bis zu diesem Augenblick war er stets allein gekommen; diesmal war er von einem Manne im mittlern Alter begleitet, der das Band vom Orden des heiligen Geistes trug. Sobald dieser Unbekannte mich nur gesehen hatte, hörte er nicht auf, meine Züge, meine

Haltung, meine Anmuth zu loben. Mein Bruder ließ mich tanzen, auf dem Fortepiano spielen, singen, meine Zeichnungen vorzeigen. — Der Fremde fand alles zum Entzücken. Mein Bruder machte ihn aufmerksam auf meine Arme, meine Hände, meine Beine, meine Füße. — Das blaue Band verlor sich in Bewunderung über alles, und der Schluß jeder Lobrede war immer: „Es kann nicht fehlen; sie muß reüßiren!" Erst die Zeit entschleierte mir den Sinn dieses Ausdruckes.

Auch diesmal wurde mir übertragen, dem Könige unsre Begrüßung zu bringen. Mein Bruder hatte die Superiorin mit einer solchen, von einem sehr bekannten Dichter verfaßten und sehr geistreichen, versehen. Sie wurde sehr fein und witzig gefunden, und war es auch. Die Superiorin gestattete meinem Bruder, mir einen berühmten Schauspieler vorzustellen, um mich zu lehren mit der ganzen Fülle der Kunst die Verse herzusagen.

Der König kam den bestimmten Tag nach Saint Cyr. Sobald ich vor ihn hintrat er-

kannte er mich sogleich. „Ach!“ rief er, „sieh da, das hübsche Kind, das mich das vorige Jahr begrüßt hat.“ Ich sagte meine Verse her, mit aller der Kunst, die ich mir zu eigen gemacht hatte. Der König schien höchst zufrieden und flüsterte zu seiner Umgebung: „wie doch ein Jahr sie verschönert hat!“ Dann sagte er zu mir: „nur näher, liebenswürdige Kleine! Sind Sie nicht die Tochter des Grafen de M****?“

„Ja, Sire!“

„Oh! ich habe Ihren Vater recht gut gekannt; er war ein wackerer Offizier! Aber Sie haben Brüder! was machen sie!“

Ich sagte ihm, daß mein jüngerer Bruder noch in der Militärschule wäre, und mein älterer in seinem Dienste. —

„Ich kenne ihn,“ versetzte König.

Ich ergriff die günstige Gelegenheit, die der König selbst veranlaßte, um ihm alles zu erzählen, was dieser ältere Bruder schon für mich gethan.

„Ich bin mit Ihrem Bruder zufrieden,“

unterbrach mich der König, „er benimmt sich gut, rücksichtlich Ihrer. Ein guter Bruder muß auch ein guter und treuer Diener seines Königs seyn! Ich werde für sein Fortkommen sorgen. Ich will ihm das Vergnügen, das er mir verschafft, indem er Ihnen eine so vollkommene Bildung gegeben, vergelten.“

Durchdrungen von seiner Güte, dankte ich ihm in Ausdrücken, womit er eben so zufrieden schien, als mit den Versen, und indem er sich erhob, sagte er zu den Herren in seinem Gefolge: „in der That, sie ist reizend!“ Das Wort „reizend“ wiederhallte auf allen Lippen.

Den folgenden Morgen besuchte mich mein Bruder; er überhäufte mich mit Liebkosungen. Der König hatte später nicht aufgehört von mir zu sprechen, und mir das schmeichelndste Lob zu ertheilen. Er hatte meinen Bruder zum Obrist-Lieutenant beim Regimente de M**** ernannt, mit dem Versprechen, ihn noch weiter, seiner reizenden Schwester wegen, emporzuheben. „Mein Glück ist vollkommen,“ fügte er hinzu. „So wie du meiner Sorgfalt ent-

sprochen, ist sie auf das würdigste vergolten. Höre nicht auf, liebe Schwester! Dich zu unterrichten, Dich noch liebenswürdiger zu machen, und sey versichert, daß weder Du noch ich dabei stehen bleiben werden. — Warte nur, warte."

Seine Sorfalt für mich wurde immer größer. Meine vorigen Lehrer waren nicht gut genug, ich mußte sie mit den ersten in Paris umtauschen. Er entfernte sich fast nie von meinen Lehrstunden; er ermuthigte mich durch sein Lob, und wandte alle Mittel an, um meinen Fleiß zu erregen.

Im Laufe dieses Jahres besuchte der König Saint Cyr weit öfter als früher. Er war immer nur von dem Ritter vom blauen Bande, dem mich einst mein Bruder vorgestellt, begleitet: und er äußerte jedesmal ein solches Verlangen mich zu sehen, daß es wirklich schien, als wäre er nur in dieser Absicht gekommen. Herr Ber*** so wurde sein Begleiter genannt, schien zu meinen Gunsten so eingenommen, daß er keine Gelegenheit ent-

schlüpfen ließ, um den König auf alles aufmerksam zu machen, was zu meinem Lobe gereichen konnte. Er legte es dem König so nahe, einer meiner Tanz- und Musikstunden beizuwohnen, daß dieser es wirklich verlangte. Mein Bruder, als der, dessen tägliche Sorgfalt sich auch über meine Lehrstunden erstreckte, fand sich dabei ein, und der König bezeigte ihm sein Wohlgefallen an einer so zarten brüderlichen Liebe.

Ermuthigt durch den glücklichen Erfolg, und eifersüchtig dem König zu gefallen, war ich unermüdlich, und ich kann sagen, ich übertraf mich selbst. — Der König stand auf und umarmte mich; er versicherte mir, daß ich schöner als Guimard tanzte, besser als Laguarre singe, und entzückender als selbst Honaver spiele. — Er ergriff, als er sich zurückzog, den Arm meines Bruders, und sagte, indem er sich darauf lehnte: „Ma foi, lieber Graf! Sie haben eine sehr reizende Schwester!“

Ich gestehe, ich fühlte mich durch sein

Lob unendlich geschmeichelt — weniger meinetwegen, obgleich mein Stolz mächtig erregt war, als rücksichtlich meines Bruders, indem ich hoffte, daß die Güte, welche der König mir erzeigte, ihm zu den größten Vortheilen gereichen würde.

Die Besuche des Königs wurden indessen immer häufiger; es war nicht mehr möglich es zu bezweifeln, daß ich der Gegenstand derselben sey. — Bei einem dieser Besuche sagte er mir mit einer ganz eignen Anmuth, daß er meinen Bruder auf eine angenehme Weise zu überraschen wünsche, und mir deshalb übertrüge, ihm sein Patent als Obrist seines Regiments zu überreichen, welches der König sich von dem Minister hatte einhändigen lassen, und mir nun selbst brachte. — Er schien mit meinem freudigen Danke deswegen so zufrieden, daß er sehr gnädig hinzufügte, daß dies ja das kleinste wäre, was er mir zu Gefallen thun könne, es sollte aber nicht dabei bleiben. —

Bei dem folgenden Besuche fragte der

König nach meinem Alter. Mein Bruder, der wie es schien, im Voraus von dem Herrn Ber*** von allem unterrichtet wurde, wußte wahrscheinlich, daß mir der König diese Frage thun würde, sammt der Veranlassung dazu. — Er hatte mir vorher ans Herz gelegt, mir achtzehn Jahre zu geben, obgleich ich in der That noch nicht siebzehn erreicht hatte. — Er fürchtete mit Recht, daß ich mich nicht gern der Unwahrheit fügen würde und eilte zu erwiedern, daß ich schon mein achzehntes Jahr vollendet hätte.

„Das ist sehr jung," versetzte der König; „ich möchte, daß sie schon fünf und zwanzig Jahre zählte."

„Sehr verbunden, Sire!" sagte ich lächelnd; „die fünf und zwanzig werden bald genug kommen."

„Sie hat Recht, sie hat Recht!" rief der König mir die Wange streichelnd.

Mein Bruder begleitete ihn bis an den Wagen. Als er wieder zu mir hereintrat, sagte er mir ein Compliment über die heitere

liebenswürdige Wendung, die ich meiner Antwort an den König gegeben, „auf eine Weise," fügte er hinzu, „welche die achtzehn Jahre hinreichend machen werde. —"

Ich begriff weder, warum es dem König lieber seyn konnte, daß ich achtzehn als sechzehn Jahre alt sey, noch aus welchem Grunde der Bruder mich älter gemacht hatte. Ich fragte ihn darum; er erwiederte: es wäre noch nicht Zeit mich davon zu unterrichten, und verließ mich.

Den folgenden Tag brachte er mir sehr geheimnißvoll ein sehr gut gemaltes Bild, das den König vorstellte, und ersuchte mich es keinem zu zeigen. „Der König," sagte er, „kennt noch nicht alle Deine Talente; er weiß oder erinnert sich nicht, daß Du auch zu zeichnen verstehest; wir müssen ihn auf eine wirksame Weise darauf aufmerksam machen. Mache eine Copie von diesem Bilde mit Bleistift, so gut und fleißig Du nur kannst; Du hast Zeit genug; er ist so eben nach Choisy gereist, und kommt erst in drei Tagen wie-

der; ich werde Dich näher von seiner Zurück-kunft, und was Du zu thun hast, unter-richten. —"

Ueberzeugt, daß alles, was mein Bruder von mir verlangte, zu seinem, zu unser aller Vortheil dienlich wäre, gehorchte ich blind, und würde mir einen Vorwurf gemacht ha-ben, den kleinsten Theil von dem, was er mir ans Herz legte, zu versäumen. Ich arbeitete so fleißig, daß meine Zeichnung in zwei Ta-gen vollendet war, und verwendete so viel Sorgfalt daran, daß ich wohl sagen darf: mein Lehrer selbst würde es schwerlich besser gemacht haben.

Mein Bruder fragte mich bald, wie weit ich mit meiner Arbeit gekommen. Ich reichte ihm meine Zeichnung hin, er war damit zu-frieden. „Der König," sagte er, „kommt heute Abend nach Versailles zurück; ich bin über-zeugt, daß sein erster Ausgang morgen Dir gewidmet seyn wird; Du mußt aus Deinen besten Zeichnungen einen Carton machen, und das Bild, das Du so eben vollendet hast, un-

ter sie legen; aber hüte Dich, Dir merken zu lassen, daß es eine Copie sey; es ist nothwendig, daß er glaube, Du habest es aus dem Gedächtnisse gemacht. Es ist Deine Sache, ihm ein Compliment darüber zu sagen, so wie es die Umstände herbeiführen mögen. Ich gehe nach Versailles; sobald er zurück ist, werde ich Dir es wissen lassen." — Mein Bruder steckte sein Bild wieder zu sich, ehe er mich verließ.

Ich gestehe, meine Eigenliebe fühlte sich zu sehr geschmeichelt durch die Theilnahme des Königs; ich brannte zu sehr darnach, neues Lob von ihm einzuerndten, als daß ich nicht gern alles gethan hätte, was mein Bruder von mir verlangte. — In einem Augenblicke war alles nach seinen Wünschen eingerichtet. —

Als er den nächsten Morgen sich sehr früh einfand, um mir mitzutheilen, daß der König mich in wenigen Stunden zu überraschen dächte, brachte er mir ein höchst elegantes Morgenkleid mit Zubehör; ich mußte es schnell an-

ziehen. Er wollte, daß meine Haare ganz einfach nur von einem Kamme zusammengehalten seyn sollten, und er studirte selbst sehr sorgfältig die Unordnung in meinen Locken, die meinen Zügen am besten stand. Als meine Toilette beendigt war, legte er den Carton mit meinen Zeichnungen auf einen Stuhl an meiner Seite, und indem er mir saß, mußte ich einen Entwurf zu seinem Bilde anfangen. — Wenige Augenblicke nachher kam der König.

Er hatte ausdrücklich verboten, mich in meinen Arbeiten zu stören, indem er erklärte, daß er mich während meiner Studien überraschen wollte. Der Lärm, den seine Ankunft in dem Hause erregte, ließ meinen Bruder und mich diese vermuthen; allein wir thaten, als hätten wir gar nichts davon gemerkt; um die Absicht zu erleichtern, stand die Thüre meines Cabinets halb offen. — Der König schlich sich auf den Zehen herein, und winkte meinem Bruder zu schweigen: er nahete leise,

endlich blieb er dicht hinter meinem Stuhle stehen und sah zu, während ich zeichnete.

Der Abrede zufolge sollte ich meine Arbeit einige Augenblicke in seiner Gegenwart fortsetzen; dann, indem ich aufstünde, durch eine ungeschickte Wendung ihn entweder anstoßen, oder ihm auf den Fuß treten, nachher die Ueberraschte, die Verwirrte, die Erschrockene spielen; und meine verworrenen Entschuldigungen mit kleinen Vorwürfen, mich so überrascht zu haben, begleiten. — So hatte mein Bruder diesen Auftritt eingerichtet, und mir die Rolle vorgeschrieben.

Die ganze Scene war mir höchst peinlich, und würde schwerlich gelungen seyn, wenn nicht meine unverstellte Verwirrung, die mich alles vergessen machte, eine noch größere Wirkung, als die vorher berechnete gethan hätte. Der König über meine Verwirrung und mein Erröthen entzückt, faßte meine Hände, sagte mir sehr schöne Sachen und suchte mir Muth einzuflößen; er setzte sich an den Tisch, auf den Stuhl, den ich so eben verlassen, und

nachdem er einen Augenblick meinen Entwurf betrachtet hatte, rief er: „In der That, Graf! die Kleine excellirt ja in allem; ich wußte nicht, daß Ihre Schwester dies Talent mit den übrigen, die ich bei ihr bewundre, vereinte; aber wissen Sie auch, daß ich Ihnen recht, recht böse bin."

„Wodurch, Sire?" erwiederte mein Bruder mit verstellter Unruhe, „bin ich so unglücklich, einen Vorwurf von Eurer Majestät mir zugezogen zu haben?

„Wie, Graf! Sie wissen, wie vielen Antheil ich an Ihrer Schwester nehme, und Sie haben mir nicht einmal gesagt, daß sie wie ein kleiner Engel zeichnet?"

„Verzeihung Euer Majestät! Wie hätte ich gewagt, Sie von den kleinen Talenten meiner Schwester zu unterhalten; außerdem dachte ich einen Zeitpunkt abzuwarten, wo ihre Fortschritte ihr gestatteten, Ihnen eine, für Sie noch würdigere Huldigung Ihrer Güte, zu widmen."

„Ich nehme Ihre Entschuldigung gar nicht an,

Graf!" fuhr der König fort; „diese Zeichnung ist sehr schön, und — aber hier liegt ja ein Carton, nun wollen wir sehen, ob Sie recht oder Unrecht haben."

Ich stand an der Seite des Königs. Mein Bruder gab mir einen Wink, ihn anzureden. „In der That, Sire!" sprach ich, „ich glaube es gefällt Ew. Majestät, heute meine ganze Familie zu erschrecken."

Der König sah mich, während er eine meiner Zeichnungen betrachtete, mit einem leutseligen Lächeln an, ohne ein Wort zu sagen. — Er war eben im Begriff eine andre Zeichnung zu nehmen; zwei Blätter hingen zusammen, ich eilte sie von einander zu trennen. — Er faßte meine Hand und küßte sie mit einer Art Entzücken. Ich erröthete und wollte sie ängstlich zurückziehen; er ließ sie aber nicht fahren, küßte sie noch einmal und sprach: „solche Huldigung gebührt der kunstreichen Hand, die solche Schätze hervorbringt;" in demselben Augenblicke fiel sein Blick auf einen Kopf nach der mediceischen Venus. „Ah!"

versetzte er, „ich kenne diesen Kopf.“ — Er betrachtete bald die Zeichnung, bald mich: Sehen Sie doch, Graf!“ fuhr er fort. „Wahrhaftig, Ihre Schwester ist schöner, als diese Venus! — Betrachten Sie nur diese Augen, diesen Mund, und dann die Ihrer Schwester — die Nase Ihrer Schwester ist weit feiner gebildet — und dann den Ausdruck des Ganzen. — Ihre Schwester ist schöner — gefällt mir weit, weit besser als diese Venus, und gewiß hat diese schöne Venus nicht so viel Talente wie unsre Adele besessen; gewiß, Graf! gewiß! doch ich darf Ihnen wohl nicht länger böse seyn, sonst wird sie mich wohl noch schelten. Gestehen Sie mir, ich habe mächtige Zeugen gegen Sie.“

Der König blätterte immer fort; sein Bild fiel ihm in die Hände. „Wie!“ rief er betroffen; „ich bin es! ich bin es wirklich! — in der That, das kömmt mir unerwartet! aber ich kenne gar nicht das Gemälde, nach dem diese Zeichnung gemacht ist.“

„Sire!“ erwiederte mein Bruder; „es ist

nach keinem Gemälde gezeichnet; Adele hat es nach der Idee gemacht.“

„Wie!“ rief der König, indem er leuchtende Blicke auf mich heftete.

„O, Sire!“ entgegnete ich, „die vielfache Güte Ew. Majestät für uns beide, hat Ihre Züge so tief in mein Herz geschrieben, daß ich in der That kein Vorbild brauche, um sie nachzubilden.“

Mit einem liebenswürdigen Ausdruck von Herzlichkeit und Freude legte er den Carton leicht zur Seite, und sagte mit gedämpfter Stimme: „nein, was ich so eben gehört und gesehen, übertrifft meine Erwartung weit. Laß mir jemand nach dieser Stunde sagen, daß man durch Horchen verliere. Graf! bleiben Sie heute in meinem Gefolge, und Sie, schöne Adele, fahren Sie fort mit Ihren Talenten zu bezaubern, obgleich sie Ihnen nicht nöthig sind, um geliebt zu werden; ich will Bürge dafür seyn, wenn Sie es verlangen; — und weil Sie dem Original dieses Bildes einen so schönen Platz eingeräumt haben, so gestat-

ten Sie mir, daß ich die Copie behalte; es ist dies nicht das Einzige von Ihnen, was ich aufbewahre. Ich habe auch meinen Carton, „fügte er hinzu, indem er die Hand auf die Brust legte, „in welchem ein reizendes Bild ruht; und wenn ich mich der Talente erfreute, welche Sie besitzen, würde kein Geschäft mir lieber seyn, als es täglich aus dem Gedächtnisse nachzubilden.

Ohne Antwort abzuwarten, nahm der König den Arm meines Bruders, und verließ mit einer leichten Verbeugung das Zimmer.

Was von diesen Unterredungen ruchbar wurde, wiederhallte sogleich im ganzen Hause. Die Superiorin, alle Klosterfrauen naheten mir mit Glückwünschen über die Güte des Königs. Meine Gefährtinnen benahmen sich gegen mich mit einem Anflug von Ehrfurcht. — Warum sollte ich es leugnen — mein Herz erhob sich in freudigem Stolze; in einem Stolze, worin die kriechenden Schmeicheleien selbst derjenigen, deren Pflicht es war, über meine Erziehung zu wachen, mich nur zu sehr

bestärkten. Bald sah ich mich aller Regeln des Hauses überhoben: die schönsten und bequemsten Zimmer wurden mir angewiesen. — Meine kleinsten Wünsche wurden auf der Stelle erfüllt, oft sogar ihnen zuvorgekommen. — Es bildete sich ein sehr emsiger Hof um mich; meine Gunst wurde gesucht, und mit tausend Gefälligkeiten und Erniedrigungen im voraus bezahlt.

Mitten in diesem sinnenberauschenden Taumel der Freude und des Stolzes berührte dennoch ein Tropfen Wermuth mein Herz. — Madame Dûrand schien an einer immer tiefern Schwermuth zu leiden. — Seit einiger Zeit machte sie mir Fragen, die Besuche und Gespräche des Königs und das Benehmen meines Bruders betreffend, die, obgleich unbedeutend, doch, als sie immer häufiger wurden, durch die sonderbaren Beziehungen, welche meine Erwiederungen herbeiführten, mich verwirrten und selbst beunruhigten. — Diesmal nahm sie einen ganz andern Ton an.

Berauscht von der Gunst des Königs, von den Schmeicheleien des ganzen Hauses, erzählte ich ihr, auf ihre in mehreren Tagen wiederholten Bitten, nicht ohne eine Art Großthuerei, allein doch sehr genau, alles, was zwischen mir und dem König bei seinem letzten Besuche vorgefallen war.

„Adele!" nahm sie nach einem kurzen Stillschweigen das Wort. „Erinnern Sie sich noch der Worte Ihrer verehrten Mutter, als sie Sie meinen Händen übergab: „Meine liebe Durand, der Tod ruft mich noch, ehe ich die Erziehung meiner Tochter habe vollenden können; aber ich werde mich mit größerer Ergebung in mein Schicksal fügen, wenn Sie mir versprechen, meine Stelle bei ihr zu vertreten." Ich saß vor ihrem Sterbebette; Sie, Adele! waren auch anwesend. — Sie selbst sind Zeuge des Schwurs, den ich, treuen Herzens Sie an meine Brust drückend, ablegte, Ihnen Mutter zu seyn. Sie wiederholten das Gelübde, das sie Ihnen vorsagte,

mir als Tochter zu gehorchen. Sie erinnern sich dessen gewiß, Adele! — Sie waren freilich noch in einem sehr zarten Alter, allein dergleichen Momente hinterlassen einen Eindruck auf das Herz, der nie verwischt wird. Die Umstände rufen mir meine Pflichten, meine Verpflichtungen zurück. — Aber werden Sie auch Ihr Gelübde halten?"

Diese sehr feierlich ausgesprochene Rede machte mich betroffen. Die Selbstsucht fühlte sich einen Augenblick verletzt durch die Vorstellung von dem Gehorsam, den sie von mir zu verlangen schien. — Allein das Andenken meiner Mutter, ihrer letzten Umarmungen, der Thränen, die ihren letzten Segen begleiteten, stellten sich so lebendig vor meine Seele, daß ich die meinigen nicht zurückhalten konnte: „Ja!" sprach ich, „ich will mein Gelübde halten."

„Ihre Unerfahrenheit, die Güte Ihres Herzens, Ihre Unschuld selbst, und Ihre reinen Empfindungen zeigen Ihnen in dem Benehmen Ihres Bruders nur Liebe und Groß-

muth, die Ihre ganze Erkenntlichkeit verdienen; in den Besuchen und den Gesprächen des Königs, nichts als väterliche Güte für Sie, und die bestimmte Absicht, das Glück Ihrer Brüder zu steigern; in der Huldigung des ganzen Hauses, bloß den lebhaften Antheil, den alle Bewohner desselben an Ihrem Glück nehmen; in den Schmeicheleien, womit Sie übersättiget werden, das Gefühl Ihrer Vollkommenheiten; in dem Bestreben, Ihre Gunst zu gewinnen, Ehrfurcht und Ergebenheit. — Liebe Adele! dem ist nicht so! — Es wird Ihnen gewiß schwer fallen, von einem so süßen Wahne zurückzukommen, und die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Auch mir ist es eine traurige Pflicht, Ihre lieblichen Träume zerstören zu müssen, und diesen nur eine demüthigende Wirklichkeit unterschieben zu können. Allein Ihre Mutter hat mich, als eine wachsame Schildwache, in Ihre Nähe gestellt, um Sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die Ihre Jugend bedrohen, und Ihnen Mittel in die Hände zu geben, sich solchen zu entziehn.

Gebe Gott! daß Sie meine Ermahnungen zu Herzen nehmen! In Ihren Jahren, theure Adele, überhebt man sich lächelnd nur zu oft des Alters und seiner Erfahrungen, ohne zu ahnen, daß die Zeit und die Ereignisse, welche sie herbeiführt, fast immer die Nichtbeachtung der sorgenden Freundschaft einer beschwerlichen Alten rächt. — Sie haben Geist, Vernunft, Fähigkeit zu urtheilen; bedienen Sie sich dieser Gaben, um mit mir den furchtbaren Abgrund zu beleuchten, den in diesem Augenblicke Selbstsucht, Ehrgeiz und Intrigue zu Ihren Füßen graben."

Sie prüfte nun mit einem scharfen Blicke die ganze Vergangenheit, von dem Augenblick, da ich in das Haus eingetreten war, bis an die Stunde, wo mein Bruder, nicht aus Liebe zu dem vorher unbeachteten Mädchen, nur durch die Aufmerksamkeit, die mir der König bei seinem hergebrachten jährlichen Besuche geschenkt, allein hergezogen, alle meine Verhältnisse anders gestaltet. — „Er," fuhr sie in ihrer Rede fort, „führt bei Ihnen einen Mann ein,

dem seine ehrlosen Dienstleistungen das Band eines Ordens, den er entehrt, erworben haben; und Sie sind vielleicht die einzige, die nicht weiß, daß eine Cabale, deren Zweck ist, die Gräfin du Barry zu stürzen, alles aufbietet, um Sie an ihre Stelle zu setzen, und daß Ihr Bruder niedrig genug ist, diese Cabale aus allen Kräften zu unterstützen."

„Und ich," fügte sie mit herzzerreißender Heftigkeit hinzu — „sollte noch schweigen? ich sollte Ihre zarte Jugend gepflegt, Ihnen die stillen Tugenden Ihrer ehrwürdigen Mutter eingeflößt haben, um in den letzten Jahren meines Lebens, von dem ich nichts übrig behalten, als die beseligende Ueberzeugung, den besten Theil desselben der Bildung eines herrlichen Wesens mit Erfolg gewidmet zu haben, zu sehen, wie eben dieses herrliche Wesen, das geliebte Kind meines Herzens und meiner Seele, der Tugend entsagt und im Angesicht von ganz Europa den Rang und die Stelle einer ehrlosen Buhlerin einnimmt; um einst vielleicht bald, wenn der alte Wüstling aufhört

zu leben, verlassen von denen, die ihr alles schuldig sind, ja vielleicht selbst verfolgt, den Preis ihrer Entehrung verlierend mit dem öffentlichen Haß der allgemeinen Verachtung bedeckt zu werden."

Mein stolzes Selbstgefühl war zu einer zu großen Höhe gestiegen, um nicht bei dieser unerwarteten Entdeckung in einen um so tiefern Abgrund geschmettert zu werden.

„Allgütiger Gott!" preßte ich kaum mühsam hervor — „was haben Sie gesagt?"

„Die Wahrheit!" versetzte Madame Durand mit unerschütterlicher Festigkeit. — „Und nicht einmal die ganze Wahrheit. Seyn Sie versichert, daß in diesem Augenblicke, wo wir davon sprechen, die Günstlingin schon von der ganzen Cabale unterrichtet ist. — Glauben Sie, daß sie, ihren Fall befürchtend, alles thun werde, dem vorzubeugen; daß sie alles aufbieten muß, um eine Nebenbuhlerin los zu werden, die ihr um so gefährlicher ist, da sie in keiner Rücksicht den Vergleich zwischen Beiden aushalten kann? Meinen Sie, daß es ihr

an dienstbaren Freunden fehlt, die ihr solche Gedanken einflößen, und zu deren Ausführung bereit sind? Sie schaudern? Adele! — Ihr Herz sträubt sich, an Gräuel zu glauben, deren es nicht fähig ist. — Ach, liebes Kind! wenn Sie sich nur den kleinsten Begriff von den Intriguen der Höfe machen könnten, würden Sie einsehen, daß ähnliche Unthaten nur zu häufig begangen werden; daß der größte Theil derjenigen, welche dergleichen begehen, nur durch Verbrechen oder Niederträchtigkeit gestiegen sind, und nur durch dergleichen Mittel sich aufrecht halten können."

Die letzte Wendung unserer Unterredung, die vielleicht aus Liebe zu mir meiner theuern Gouvernante die größte Sorge zu machen schien, hätte mich bei weitem nicht so tief wie die furchtbare Entdeckung selbst erschüttert; ich fühlte mich nur wenig um ein Leben besorgt, dessen Seele von einem noch schmerzlicheren Dolchstoß durchdrungen war; mein ganzes Gefühl war nur Zernichtung.

In diesem Augenblicke erschien ein fast athemloser Bote von der Superiorin, um mich zu ersuchen, auf der Stelle bei ihr zu erscheinen. — Diese Eile befremdete mich. Ich erwiederte, daß ich sogleich folgen würde — allein die Dienerin hatte den Befehl, auf mich zu warten, und mich in die Gemächer der Superiorin zu führen. Madame Dürand hatte kaum Zeit mir einen Wink zu geben, unser Gespräch nicht zu verrathen. — Ich ging.

Obgleich ich dem Scharfsinn und der Klugheit meiner mütterlichen Freundin vertrauen durfte, konnte ich doch, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, nicht umhin meine Eigenliebe damit zu trösten, daß sie vielleicht auch in einem Wahn begriffen sey, und daß der Mangel an Aufmerksamkeit, den mein Bruder immer, in Rücksicht auf sie, sich zu Schulden kommen ließe, sie zum Theil gegen ihn eingenommen hätte, — so betrachtete ich auch das Uebrige in einem mildernden Lichte; dennoch war eine Unruhe in meine Seele geworfen, die ich nicht los werden konnte.

Als ich zu der Superiorin hineintrat, erhob sie sich von ihrem Sitze mit emsiger Zuvorkommenheit und empfing mich, was früher nie geschehen war, beinahe an der Thüre ihres Cabinets; sie schob selbst einen Lehnstuhl hervor und ließ mich an ihrer Seite niedersitzen; durch einen Blick belehrt, zog sie ihre Umgebung zurück; wir waren bald allein. — „Ihr Bruder," begann sie, „hat mich so eben verlassen."

Es wunderte mich sehr, daß er nicht bei mir gewesen. —

„Es kommt daher," meinte sie, „weil Sie eine Frau bei sich haben, die ihm außerordentlich misfällt. Ich kenne nicht die Gründe, warum sie Ihnen so werth ist, allein an Ihrer Stelle würde ich sie unbedenklich den Wünschen eines so wackeren Bruders, der sie nicht gern in Ihrem Dienste sieht, aufopfern."

„Es thut mir sehr leid," erwiederte ich, „daß mein Bruder diese Frau nicht leiden mag, aber gewiß kennt er nicht den letzten Willen

unſ'rer Mutter, ſie betreffend, die von meiner zarteſten Jugend Sorge für mich getragen." —

„O gewiß wird Ihr Bruder, um das Andenken ſeiner Mutter zu ehren, die langen Dienſte dieſer Frau reichlich vergelten, wenn Sie ſich nur entſchließen können, ſich von ihr zu trennen; und in der That, ich ſehe nicht ein, was ſich mit Fug dagegen einwenden läßt; doch zu wichtigeren Dingen. — Wiſſen Sie wohl, daß Sie einer ſehr vornehmen Dame große Unruhe eingeflößt haben?"

„Ich? Madame! und warum denn?"

„Ei nun! der Grund iſt leicht zu errathen," fuhr ſie fort; „die Wahrheit iſt, daß die Beſuche, womit der König öfters als früher dieſes Haus beehrt, Madame du Barry etwas beunruhigt; ſie hat mich ſchon mehrmals nach dem Namen derjenigen fragen laſſen, die der Gegenſtand dieſer Beſuche zu ſeyn ſcheint; allein nach Ihrer letzten Unterredung mit dem König thut ſie alles, was in ihren Kräften ſtehet, um dem Schlage, den ſie befürchtet, vorzubeugen. — Das Bild des Königs, von Ihnen gezeich-

net, hat viel Aufsehen bei Hofe erregt; der König hat einen Rahmen dazu machen lassen und es in seinem Gemach angebracht. Er scheint einen großen Werth darauf zu legen; aber das darf Sie nicht beunruhigen. Im Gegentheil, ist es sehr glücklich, sehr ehrenvoll für Sie."

Alles was ich von Madame Dürand erfahren, stellte sich in diesem Augenblick so lebhaft vor meine Seele, daß ich erblaßte; mein Herz fühlte sich so beklommen, daß ich kaum Worte finden konnte. „Ich versichere Sie, Madame," preßte ich mit Mühe hervor, „wenn ich nur geahnt hätte, daß dies Bild Anlaß zu den kleinsten Vermuthungen geben könnte, würde ich mich wohl gehütet —"

Sie unterbrach mich: „aber ich sehe nicht ein, warum Sie sich wegen eines Ereignisses entschuldigen, das Ihnen nur Vortheil bringen kann, wenn Sie es nur benutzen wollen. Ist es Ihr Fehler, daß Sie die schönste Frau sind, die der König je gesehen? Ihr Fehler, daß er Sie liebt? Soll er denn nur Augen für die Ma-

dame du Barry haben? Muß er ihr denn immer so ergeben bleiben, daß ihm nicht gestattet werden darf, über sein Herz zu schalten? Sie kennen ja nicht einmal Madame du Barry, und weder sie, noch irgend jemand hat das Recht, Ihnen den kleinsten Vorwurf zu machen."

„Madame!" nahm ich eifrig das Wort; — „es ist kein Gefühl in mir, das nach ihrer Stelle verlangt, und es würde mich zur Verzweiflung bringen —"

Die Superiorin unterbrach mich aufs neue: „Nun ihre Stelle betreffend, läßt sich viel darüber sagen; sehr viele denken gewiß ganz anders davon als Sie; denn, mein liebes Kind, in allen Angelegenheiten des Lebens liegt das Böse nur in dem Zwecke. Was in gewissen Absichten gethan, eine große Sünde seyn würde, wird mit andern Absichten eine große Tugend. Darf man zum Beispiel Esthern der Sünde beschuldigen, weil sie sich dem Ahasverus ergab, um das ganze Volk Israels zu retten? Würde man wagen, Judith zu verdammen, weil sie sich selbst dem Holofernes opferte, in

der ruhmwürdigen Absicht, die Stadt Bethulia, ihren Geburtsort zu befreien. Alle unsere Kirchenväter sind nicht allein einig, diese zwei Thaten zu rühmen, sondern sie sehen vielmehr eine Eingebung von Gott darin, der sich solcher heiligen Gefäße bedient, um ein geliebtes Volk zu retten. — Laß Dir, liebes Kind, so große Beispiele gegenwärtig seyn! ich könnte noch mehrere aus der heiligen Schrift anführen, allein ich will mich auf das unsrer ehrwürdigen Stifterin einschränken. — Es ist noch Niemandem eingefallen, eine Handlung als Sünde anzusehen, die der Ursprung einer so heiligen Stiftung, als die unsers Hauses ist." —

„Es ist daher," fuhr sie nach einem kurzen Stillschweigen fort, nachdem sie im Geiste die selige Stifterin des Hauses angerufen, „es ist daher nicht einmal der kleinste Schatten von Sünde, sondern vielmehr eine Tugend, sich um eine Stelle zu bewerben, deren glänzende Vorzüge Sie mit den reinsten Absichten, so wie ich die Ihrigen kenne, vereinen kön-

nen. Würden Ihre Absichten nicht seyn, das königliche Ansehen zu befestigen, indem Sie dem Könige die Nothwendigkeit recht begreiflich machten, seine Parlamente nie zu versammeln; würden Ihre Absichten nicht seyn, die gegenwärtigen Minister aus allen Kräften zu unterstützen, sogleich die dû Barry verbannen zu lassen, und nur die Freunde des gegenwärtigen Ministeriums, das Ihnen in diesem Augenblick ganz ergeben ist, und auf Ihre Dankbarkeit rechnet, den Zutritt zum Vertrauen des Königs zu gestatten, und endlich durch fromme und reiche Schenkungen für das Wohlseyn eines Hauses zu sorgen, das so liebreich für Ihre Erziehung gesorgt, und Ihnen noch das Verdienst in Gottes Augen eröffnet, dessen Wohlthäterin und zweite Stifterin zu werden? — Das sey, mein liebes Kind, der hohe Zweck, den Sie verfolgen dürfen, ohne sich von den Mitteln, um ihn zu erreichen, abschrecken zu lassen. — Betrachten Sie sich als eine neue Esther, als eine zweite Judith, erwählt von Gott in aller Ewig-

keit zur Vollziehung so heiliger Werke und befestigen Sie sich in der Ueberzeugung, bei allem, was Sie thun, nur zu der höchsten Ehre Gottes und zum Glück des Nächsten zu handeln."

Diese Anrede hatte mich so zernichtet, daß ich nicht fähig war, nur ein Wort zu erwiedern; die Superiorin schrieb ihrer siegreichen Beredtsamkeit mein Stillschweigen zu, und fuhr mit vieler Salbung fort: „Ich hoffe nun, liebes Kind, Sie überzeugt zu haben, daß diese Stelle, statt Abneigung bei Ihnen zu erregen, im Gegentheil ein sehr legitimer Gegenstand Ihrer frommen Sehnsucht, das Ziel ihrer Bestrebungen werden muß, und daß Sie sich ohne Scrupel solcher kleinen Hülfsmittel bedienen dürfen, welche die Umstände erheischen, um die Intriguen unwirksam zu machen, deren man sich bedienen wird, um Ihre lobenswürdigen Fortschritte zu hindern. — Da ich gar nicht zweifle, daß Sie sich als Wohlthäterin und Gönnerin dieses Hauses erklären werden, dürfen Sie auch versichert seyn, daß ich die Absichten Gottes mit Ihnen durch alle die Mittel,

welche seine göttliche Vorsehung mir in die Hände gegeben, befördern werde. Mehrere Versuche Ihrer unversöhnlichen Feindin, zum Beispiel: Sie entführen und verschwinden zu lassen, oder Ihre reizenden Züge durch eine Explosion entzündbarer, in einer Schachtel eingeschlossener Materien, die bei deren Oeffnung auflodern würden, zu zerstören, oder auch Sie durch Gift, unter das Obst gemischt, welches Ihnen der König geschickt, zu tödten — habe ich schon alle von Ihnen abgewendet. So hat auch Ihr Bruder einen noch gefährlicheren Versuch, auf den Ihre Feindin sinnt, entdeckt, und mir mitgetheilt; welcher uns bestimmt, die Ausführung unsers Vorhabens zu beschleunigen; — wenn also" — fuhr sie mit wohlberechneter Feinheit fort, als sie gewahr wurde, daß ihr schrecklicher Bericht mir einen sichtbaren Schauder eingeflößt — „wenn also Ihr Bruder und ich gewisse Leute von Ihnen zu entfernen suchen, so seyn Sie überzeugt, daß wir sehr gewichtige Gründe haben."

„Wenn Sie Madame Dürand meinen," versetzte ich mit Wärme — „so erkläre ich, Madame, daß nichts in der Welt mich von ihr zu trennen vermag, und daß alles, was Sie mir anvertraut haben, mich tiefer als je fühlen läßt, wie nothwendig eine Freundin mir ist, die so wie sie über allen Verdacht erhaben steht." —

„Ah!" wer wollte eine so brave, so treffliche Frau verdächtig machen," erwiederte sie. — „Wir fürchten nur, daß Sie nicht thätig, nicht schlau genug sey, um einer so thätigen Feindin mit Klugheit zu begegnen. Uebrigens seyn Sie nur ruhig — wen Gott bewacht, der ist gut bewacht. — Wir werden machen, daß die Ränke Ihrer Feindin auf sie selbst zurückfallen. Gott verläßt nicht die, welche nach seinen Absichten und auf seinen Wegen wandeln; — allein die Anschläge Ihrer Feindin werden Ihnen die Nothwendigkeit fühlen lassen, unseren Weisungen genau zu folgen, und sich von uns auf dem dornenvollen Pfade leiten zu lassen, auf den Sie die Vorsehung herberufen, und von

dem Sie leicht, jung und unerfahren, einen Weg, dem entgegengesetzt, welchen ihr heiliger Wille Ihnen angewiesen, einschlagen könnten. — Ihr Seelenheil liegt mir eben so sehr am Herzen, wie Ihr Glück. Um beide zu begründen, habe ich Ihnen einen weisen Director, um Ihr Gewissen zu leiten, gewählt, dessen fromme Weisungen jeden Anstoß aus Ihrer Seele hinwegräumen und die Absichten Gottes mit Ihnen darin wach erhalten werden. — Gehen Sie nun, mein Kind, um sich auf eine würdige Weise zu dem Sakrament der Buße vorzubereiten, womit der würdige Mann Sie morgen versehen wird, damit der Himmel unsre gemeinsamen Bestrebungen segne; aber vergessen Sie nicht, daß Ihnen weder Fasten noch Casteiungen, die nur Ihre Gesundheit und Ihre himmlische Schönheit zu Grunde richten, welches der Ausführung der Absichten Gottes schaden würde, Noth thun, sondern ein Geist der Entsagung, und Ergebenheit in die Leitung desjenigen seiner Diener, den er Ihnen sendet, um Ihr Gewissen zu lenken, und Sie an den Hafen des

ewigen Heils einzusteuern. Darum habe ich Sie Kraft meiner Gewalt und meines ausdrücklichen Willens von allen Regeln des Hauses, die Ihnen beschwerlich fallen können, frei gesprochen, und fahre fort, Sie davon frei zu sprechen."

Obgleich noch in dieser Stunde von Unwillen erfüllt, habe ich mich selbst nicht frei sprechen dürfen, den schrecklichen Misbrauch der Religion durch die genau angeführten Worte der Superiorin an den Tag zu legen, weil ich nicht zu meiner Rechtfertigung die Ränke unerwähnt lassen darf, denen meine schüchterne Jugend von allen Seiten bloß gestellt war, ich werde mich in der Folge bey ähnlichen Unterredungen, von denen ich so eben die erste angeführt, so kurz wie möglich aufhalten; — allein selbst in jenem Augenblicke, wo ich noch keiner ruhigen Ueberlegung fähig war, fühlte ich tief, wie sehr Madame Dürand Recht gehabt, und faßte den festen Entschluß, nichts zu thun oder zu sagen, ohne mich vorher mit ihr berathet zu haben. Ich

begrüßte die Superiorin so ehrerbietig wie es nur möglich war, und verließ erschüttert, empört, zernichtet ihr Zimmer.

Ich hatte kaum die Treppe erreicht, als sie mich wieder zurückrufen ließ. Nach vielen Entschuldigungen verbot sie mir ausdrücklich, irgend jemanden zu entdecken, was sie mir anvertraut hätte. — „Eine einzige Unklugheit, ein einziges Wort kann alles verderben," fügte sie hinzu; „wir sind von den Spähern der Madame du Barry umgeben, die ihr alles, was sie sehen oder hören, wiederbringen. Hüten Sie sich in dieser Rücksicht vor der Frau, die bei ihnen ist. — Es sind Sachen ausgekommen, die nur in Ihrem Innern vorgegangen sind; — ihre Treue ist bewährt, aber ich vertraue nicht ihrer Discretion. In ihrem Alter spricht man gern viel, selbst ihre Ergebenheit für Sie kann sie geschwätzig machen, warum endlich einer Frau, die Sie doch verlassen muß, Ihre Verhältnisse anvertrauen? Glauben Sie mir, theure Adele!

meine Besorgnisse entspringen nur aus Liebe zu Ihnen, darum geben Sie denselben nach.“ —

Dieser Eifer, um mir Mistrauen gegen meine Gouvernante einzuflößen und sie von mir zu trennen, war mir sehr verdächtig. — Meine Unterredung mit der Superiorin hatte mir ein Licht gegeben, das auch meinen Scharfsinn und jede Kraft in meiner Seele schärfte. Ich war überzeugt, daß sie mir nicht andre Zimmer angewiesen, ohne eine Ursache, die mehr ihren Absichten, als meiner Bequemlichkeit entsprach. — Während ich durch den Hof ging, untersuchte ich die Lage meiner neuen Wohnung. — Ich wurde gewahr, daß sie an die Zimmer gränzte, welche sie bewohnte. Ich bezweifelte nun gar nicht, daß sie alle meine Schritte und Worte erspähen ließ, und alles gehört hatte, was mir Madame Dürand gesagt. Ich fühlte, wie nothwendig es war, behutsam zu seyn, und nichts anders bey mir zu reden oder vorzunehmen, als was ich wünschte, daß sie hören möchte.

In meinem Zimmer fand ich Madame

Dürand höchst unruhig wegen meines langen Ausbleibens. Sobald sie mich gewahr wurde, eilte sie mir entgegen; sie konnte leicht meinen verwirrten Blicken, meinen farbelosen Wangen es ansehen, daß mir etwas Außerordentliches begegnet war. Ich sah in ihren Augen, daß sie brannte, alles zu wissen. Ein Wink, den ich ihr gab, hielt ihre Fragen, die schon den Lippen entströmen wollten, zurück. — Meine Vorsicht verdoppelte ihre Neugierde und Unruhe; aber sie empfand, daß ich gute Gründe haben müße, um mich so zu benehmen, und sie bezwang sich.

Ich erinnerte mich, daß mir die Superiorin gesagt, daß es unter gewissen Umständen erlaubt sey, List anzuwenden, und ich glaubte mich in solchen zu befinden, wo man sich dergleichen kleiner Hülfmittel bedienen dürfe. „Wie die Frau Superiorin gütig ist," sagte ich zu Madame Dürand; „ein wahres Muster an Religion, christlicher Liebe und Tugend."

Die arme Frau sah mich mit einer Ueberraschung an, die mich zu einer andern Zeit zum Lachen gebracht haben würde.

„Sie hat keine andern Ansichten," fuhr ich fort „als die, welche ihr die Religion und die Liebe zum Nächsten einflößen; welche Lehren hat sie mir gegeben, ich habe ihr auch freudigen Herzens versprochen, immer ihren weisen Ermahnungen zu folgen." —

Das Erstaunen der Madame Dürand war so groß, daß sie nicht sogleich die Zeichen bemerkte, die ihr meine Blicke zu geben suchten; endlich schien es doch, daß sie meine Absicht ahnete, obgleich sie diese nicht begriff; denn sie wünschte mir Glück, ein so völliges Vertrauen in die Frau Superiorin gefaßt zu haben, weil es mich gegen jede Verirrung sichere." —

Ich lenkte sogleich das Gespräch auf etwas anders und setzte mich an mein Fortepiano.

Während meine Finger die Tasten leise berührte, sann ich nach, wie ich mich meiner alten Freundin anvertrauen könnte, ohne Furcht belauscht zu werden; in demselben Augenblick entdeckte mir ein Zufall die Mittel, deren sich die Superiorin bediente, um alles zu erfahren, was bei mir vorginge. — Madame Dü-

rand, die etwas in dem nächsten Zimmer holen wollte, nahm die eine von den zwei Kerzen, die auf meinem Instrumente standen, mit, ich wollte indessen das andre Licht putzen, und löschte es aus. Ich bemerkte sogleich einen Schimmer von Licht, der aus einem angrenzenden Zimmer, das zu der Wohnung der Superiorin gehörte, durch kleine Löcher, die an der Wand in den Zierathen des Gesimses angebracht waren, hereindrang: einen Augenblick hernach verschwanden die Lichtstrahlen, und Madame Dürand trat wieder herein.

Dieser Zufall belehrte mich, wie sehr die Worte, die ich ausgesprochen, als ich von der Superiorin zurückkam, der Klugheit gemäß gewesen; hätte ich meinem Herzen gefolgt, und alles, was es drückte, sogleich in den Busen der Madame Dürand ergossen, würde sie auch nicht den Trost und die Weisungen, die mein Vertrauen veranlaßt, zurückgehalten haben; und man würde unbezweifelt geeilt haben, mich der einzigen Freundin zu berauben, deren Klugheit und Erfahrung mich den Ab-

gründen, die man von allen Seiten sich bemühte unter Blumen zu verbergen, allein entreißen konnte. Die Erfahrung hat mich später belehrt, daß man kein Bedenken getragen haben würde, sich selbst der abscheulichsten Mittel zu diesem Zwecke zu bedienen.

Indessen flößte diese Entdeckung mir die größte Unruhe ein. Ich zweifelte nicht, daß alle meine Zimmer auf ähnliche Weise eingerichtet wären, und daß man dafür gesorgt hätte, daß mir nicht ein Winkel bliebe, wo ich mich mit Sicherheit der Freundin entdecken durfte; denn ich wagte nicht einmal leise mit ihr zu sprechen, aus Furcht, dadurch einen Verdacht zu erregen, der uns beiden verderblich werden konnte.

Gequält durch diese Vorstellungen, untersuchte ich meine Zimmer auf das genaueste, und fand zu meinem Erschrecken, daß sie alle an die der Superiorin grenzten, ein kleines Ankleidezimmer ausgenommen, das in einem Vorsprung, der auf den Hof ging, angebracht und so abgelegen war, daß man dort von

Niemand weder gehört noch gesehen werden konnte. Diese Entdeckung beruhigte mich, und ich begab mich auf der Stelle mit Madame Dürand dahin.

Dort löste ich ihr das Räthsel; trotz ihres Entsetzens verließ sie doch die Klugheit nicht. — „Schon daß wir uns hier aufhalten," bemerkte sie, „kann uns verrathen, wenigstens Verdacht erregen. — Ich will Sie diese Nacht aufwecken, wir begeben uns ganz leise hierher, und unsre Widersacher ahnen solcherweise unser Vertrauen nicht; nun geschwind zurück."

So geschah es auch. — „Ich habe alles überlegt" sagte meine Freundin, nachdem ich ihr meine ganze Unterredung mit der Superiorin mitgetheilt; „so wie wir umsponnen und aller äußern Hülfsmittel beraubt sind, kann nur Zeit und Klugheit uns retten! unsere Hoffnung sey Gott; er wird uns nicht verlassen. — Stellen Sie sich, als gingen Sie in alle Pläne ein, und fügen Sie sich so weit die Ehre und die Religion Ihnen es erlau-

ben; das Böse wird nur durch sich selbst gestürzt. Eben in den Maaßregeln, welche die Verbündeten nehmen, um ihre Absichten auszuführen, werden wir vielleicht Mittel finden, sie scheitern zu lassen. — Gewiß wird der Lenker Ihres Gewissens, den Ihnen die Superiorin bestimmt, in demselben Sinne wie sie reden. Hüten Sie sich, den kleinsten Widerwillen erblicken zu lassen. — Vergessen Sie nicht, theure Adele! daß, wenn Bosheit und Intrigue in einen heiligen Mantel gehüllt, den Punkt erreichen, der ihre Absichten enthüllt, kein Verbrechen ihnen zu groß ist, um den los zu werden, der, nachdem ihm das Geheimniß anvertraut ist, nicht ihr Mitschuldiger seyn will; vertrauen Sie indessen meiner Obhut und Gottes." Nachdem wir abgeredet, jede Nacht uns dort einzufinden, trennten wir uns. —

Den nächsten Morgen ließ mir die Priorin sagen, daß der ehrwürdige Vater L** bey ihr sey, und daß ich mich zu ihr begeben dürfte, wenn ich wollte. — Ich ließ mich nicht lange

erwarten. Sie schien mit meiner Eile sehr zufrieden; ihre Worte verriethen mir, daß sie meine völlige Ergebung nicht bezweifelte, und nicht den kleinsten Argwohn von meiner nächtlichen Unterredung mit Madame Dürand hatte.

Nachdem ich mit ihr die Kirche besucht, wo der so eben angekündigte Priester die Messe las, führte sie mich in ein inneres Kabinet, das ich nie vorher betreten. — Es fiel mir sogleich ein, daß es an diesem Orte sey, wo man alles, was bey mir vorging, belauschen konnte, indessen wagte ich kaum die Wände zu betrachten, um ihr keinen Verdacht einzuflößen. — Ein sehr feines Frühstück stand bereit, und der ehrwürdige Vater trat gleich nach uns herein.

Warum das Aeußere eines Mannes beschreiben, der bald mein Inneres mit Ekel und Unwillen erfüllte. — Während des Frühstücks wurde nur von den unzählbaren Diensten gesprochen, welchen die ehrwürdigen Väter von..... dem Staate und der Religion

geleistet, von denen, welchen man es zu verdanken hätte, daß es einer höllischen Verschwörung noch nicht gelungen wäre, einen Baum zu entwurzeln, der schon seit Jahrhunderten so reiche Früchte getragen; dann folgte ein bitterer Ausfall gegen die Voltaire, die d'Alembert, nnd hundert andere, die durch eine verdammliche Philosophie ungestraft die Moral zu Grunde richteten, die Geister verdürben, und die heiligen Grundpfeiler der Religion untergrüben. — „Es ist hohe Zeit," rief der Priester in einem prophetischen Tone, „daß eine neue Esther mitten aus unsrem Volke zum Heil Israels sich erhebe!" — Dies war der Anfang einer Unterredung, die nur in der Stärke der Ausdrücke verschieden von jener mit der Superiorin war.

Nachdem diese sich zurückgezogen, schloß der ehrwürdige Vater die Thüre von Innen zu, „damit," sagte er, „wir nicht unterbrochen werden können" — dann zog er einen Fußschemmel, mit einem weichen Kissen versehen, zu einem Lehnstuhle hin, in den er sich nieder-

ließ, und mir ein Zeichen gab, neben ihn zu knieen. — Nachdem er alle zu einer vollständigen Beichte gehörigen heiligen Gebräuche beobachtet hatte, gebot er mir die meine anzufangen. Ich zitterte; — glücklicherweise gestattete ihm seine Ungeduld nicht, meine Verwirrung zu bemerken, und er unterbrach mich bald mit einer langen Rede, ganz in dem Sinne der Superiorin; er führte die Namen Hagar, Ruth, Esther, Judith, als leuchtende Beispiele für mich an, und suchte mich zu überreden, daß die Stelle eines Kebsweibes bey einem Könige oder einem andern Gewaltigen, insofern der Zweck nicht verbotene Freuden wären, ein der Tugend und Gott wohlgefälliges Opfer sey, das — — es sey mir vergönnt einen Bericht abzubrechen, dessen Andenken mich noch empört. — Zuletzt forderte er mir das eidliche Gelübde ab, nicht allen den mir gegebenen Regeln und Weisungen zu folgen, sondern nichts ohne sein Wissen vorzunehmen, und dem Könige nur das entweder zu gestatten oder zu verweigern,

welches nach vorhergehenden Untersuchungen und Gebeten, ihm als ein höherer Wille von oben eingeflößt sey, mir zu gestatten oder zu verweigern. — Erst nachdem ich alles versprochen, ertheilte er mir völligen Ablaß, selbst für die Zukunft, unter der Bedingung, daß ich meinen Eid genau erfülle, und unsere Unterredung selbst meinem Bruder ein Geheimniß bliebe; — er schloß selbst knieend mit Gebeten, die meine kindlichste Andacht hervorgerufen hätten, wenn sie andern Lippen entflossen wären. —

Als wir uns erhoben, öffnete er die Thüre und rief der eintretenden Superiorin entgegen: „kommen Sie, ehrwürdige Frau! umarmen Sie unsre schöne Esther.“ — Sie drückte mich an ihre Brust unter den lebhaftesten Liebkosungen. —

Beim Eintritt in meine Zimmer kam mir Madame Dürand so verstört entgegen, daß ich beinahe erschrak; ich eilte sogleich in mein Ankleidezimmer. „Ich weiß alles, ich habe alles gehört,“ flüsterte sie, ein kleines Loch an

der Wand Ihres Wohnzimmers, das ich entdeckte, hat mir die Unterredung verrathen. — Sie sind zu allem fähig, drum Verstellung! — wir sehen uns hier heute Nacht. — Nun fort." —

In meinem Wohnzimmer, wo wir uns wie gewöhnlich aufhielten, war die Unterredung unsrer Abrede gemäß. Denselben Abend um zehn Uhr ließ die Superiorin mich bitten, auf der Stelle zu ihr zu kommen. — Ich gehorchte mit der lebhaftesten Unruhe.

Sie führte mich wieder in das innere Kabinet. — „Liebes Kind!" begann sie, es ist Morgen ein bedenklicher Tag. Der König wird gegen Mittag hieher kommen; ich bekomme so eben die Nachricht. Die Entscheidung nahet. Alles ist in der Ordnung, alles abgeredet, es wird gelingen; aber Sie müssen auch eine Rolle spielen, die mit einer kleinen Unannehmlichkeit verknüpft ist. — Hören Sie, aber erschrecken Sie nicht! — Nachdem alle die Versuche, die Madame du Barry gemacht, um Sie aus dem Wege zu räumen,

durch meine Sorgfalt gescheitert sind, hatte sie sich zu einem schrecklicheren, als die vorhergehenden, entschlossen, ich habe Ihnen es schon gesagt; sie hat Sie vergiften wollen; ich bin so glücklich gewesen, den Schlag abzuwenden, der meine geliebte Adele bedrohte, — allein unser Stillschweigen, das Ausbleiben der Strafe wird sie ermuthigen, einen neuen Versuch zu machen, dem wir vielleicht nicht vorbeugen können. Es ist daher nöthig, daß der König davon benachrichtigt werde. Sie empfinden gewiß, daß eine solche vertrauliche Mittheilung den höchsten Zorn des Königs reizen, und er vielleicht in der ersten Hitze die Schuldige der Gerechtigkeit übergeben würde, das ist wohl Ihre Absicht eben so wenig wie die meinige. Wir haben auf Mittel gesonnen, wie wir unsre Nachsicht mit Ihrer Sicherheit vereinen könnten. Der ehrwürdige Vater L**, Ihr Bruder und ich, haben endlich eins gefunden. — Der König soll ahnen, selbst deutlich sehen, woher die Gefahr kömmt, ohne doch eine so große Gewißheit zu erhalten, die nöthig ist, um die

Schuldige zu bestrafen; denn, mein liebes Kind," fügte sie hinzu, „die christliche Milde verbietet die Rache; wir wollen uns damit begnügen, Ihre Feindin außer Stand zu setzen, Ihnen gefährlich zu seyn, und dem Himmel die Strafe überlassen. Das Mittel, welches der ehrwürdige Vater billigt, besteht darin, daß Sie morgen ein Brechmittel, auf solche Weise nehmen, daß der König bei seiner Ankunft glauben muß, daß es die Folge eines gewaltsamen Zustandes sey, indem wir ihm zu verstehen geben, daß Sie sich die ganze Nacht so befunden, und dem Sie wirklich nur durch die Sorge Ihrer guten Freundin, der Superiorin, entgangen sind; — ich brauche Ihnen wohl nicht zu empfehlen, zu der Zeit, wo Sie die Allgewaltige geworden, ihm dasselbe zu sagen."

„Wie, Madame!" rief ich mit Abscheu — „ich sollte die Gräfin du Barry direct oder indirect beschuldigen, mich vergif" — —

„Bewahre!" unterbrach sie mich; „gar nicht — auf keine Weise. — Sie sollen nie-

mand beschuldigen. — Ich meine nicht, daß Sie sagen sollen, daß Sie die Madame du Barry vergiftet — nur daß Sie die ganze Nacht krank gewesen; daß Sie an fürchterlichen Schmerzen im Innern gelitten! Ach himmlische Güte — liebes Kind — möchte ich Sie solche Dinge sagen lassen? — Da sey Gott vor. — Im Gegentheil, um Ihnen eine Lüge zu ersparen, geben wir Ihnen das Brechmittel, damit Sie mit gutem Gewissen sagen können, daß Sie Schmerzen empfunden. — Was mich betrifft, das ist etwas anders! ich werde reden, wie es meine Pflicht gebietet; und mich damit begnügen, Ihnen nützlich zu seyn, ohne Ihrer Feindin zu schaden. — Ich weiß, was ich weiß, und wenn ich nicht gewesen — kurz! ich bin so glücklich, mein geliebtes Kind gerettet zu haben. Nun! alles wird gut gehen; ich werde dem ehrwürdigen Vater L** Ihre Folgsamkeit berichten, wie wird er mit Ihnen zufrieden seyn. — Gehen Sie zur Ruhe — heute Abend als Adele, morgen als Herzogin! aber wenn wir einst

Königin sind — denn das ist so gut wie geschehen; wenn ganz Frankreich zu unsern Füßen liegt, werden wir gewiß unserer guten Freundin, der Superiorin, danken, unserm guten Director danken, den sie uns gewählt, und unser kleines Schiff so gut gesteuert hat." —

Ohne mir Zeit zu geben, etwas zu erwiedern, umarmte sie mich, und ich wurde entlassen. Es war die höchste Zeit; ich würde vielleicht nicht länger fähig gewesen seyn, meinen Unwillen zu verbergen. — Madame Dürand kam mir auf der Treppe entgegen. — Ich warf mich weinend in ihre Arme. — „Verbergen Sie Ihre Thränen," flüsterte sie, „sie würden uns nur schädlich seyn. Gedenken Sie, daß die Superiorin uns belauscht, besonders wenn Sie eben von ihr kommen. — Ich weiß alles! Still bis heute Nacht."

Endlich kam die bestimmte Stunde. — Madame Dürand richtete meinen ganz gesunkenen Muth wieder auf; sie überzeugte mich, daß ich unter den gegenwärtigen Umständen nicht zurücktreten könnte, und gab mir einen

Rath, dessen Gelingen nur auf meinem Muth beruhete, und den ich auch später, wie die Folge zeigen wird, glücklich ausgeführt habe. — Sie suchte mich zu beruhigen und meine Hoffnung auf Gott zu bestärken.

Ich verbrachte die Nacht in Unruhe und Thränen. — Den folgenden Morgen traten mein Bruder und die Superiorin in mein Zimmer, und hießen Madame Dürand, es zu verlassen; mein erster Gedanke war, daß unsere Unterredung in der verwichenen Nacht verrathen wäre; ich glaubte mich verloren. — Diese Vorstellung machte einen so heftigen Eindruck auf mich, daß ich ohnmächtig wurde. — Die Superiorin eilte mir zu Hülfe. — Da ich wieder zu mir selbst gebracht war, verlangte ich sogleich nach Madame Dürand. — Beide wandten ein, daß ihre Anwesenheit unserm Vorhaben nur gefährlich seyn würde; — aber ihre Gründe genügten mir nicht; ich drang darauf, daß sie auf der Stelle zurückkehre. — Mein Bruder wollte seine Ueberlegenheit geltend machen, und wagte mich zu

bedrohen. — Verletzt durch sein Benehmen, erklärte ich gerade aus, daß ich, da meine Folgsamkeit, der mein Inneres so sehr widersprach, so schlecht belohnt würde, ich mich auch von dieser Stunde an zu gar nichts mehr verstehen würde. — Mein Bruder gerieth in Wuth; die Superiorin suchte die Sache zu vermitteln, allein ich zeigte eine so unerschütterliche Festigkeit, daß er endlich zugab, daß sie wieder hereinkomme, unter der Bedingung, daß ich, wenn er es nöthig fände, sie sich sogleich zurückziehen ließe; doch gab er mir zu gleicher Zeit sein Ehrenwort, mich nicht von ihr zu trennen.

Kurz darauf, nachdem sie wieder hereingetreten, ersuchte mich mein Bruder, sie hinausgehen zu lassen. — Zufrieden mit dem, was ich, in Beziehung auf sie, schon erreicht hatte, gab ich ihr ein Zeichen, das sie sogleich befolgte.

„Wir haben nur noch einen Augenblick," sagte mein Bruder. „Es wird sogleich ein Wundarzt erscheinen, der von allem unterrich-

tet ist; sechs Boten zu Pferde sind auf dem Wege nach Versailles vertheilt; wir werden fast in demselben Augenblick von der Abreise des Königs benachrichtigt werden. Sobald mein Courier angekommen ist, wird der Wundarzt Ihnen den Trank geben; seyn Sie deshalb ruhig, es ist nur ein kurzes Uebel, das die glücklichsten Folgen haben wird. — Es gehet freilich auf Ihre Kosten, aber Sie sind es auch, die am meisten dabei gewinnt. Muth, liebe Schwester, nur diese letzte Anstrengung, und der Sieg ist unser." —

Die Superiorin wollte so eben etwas hinzufügen, als der Wundarzt hereintrat; es war derselbe, der mich später zu ermorden dachte.

Kaum war alles zu der folgenden Scene eingerichtet, als der Courier meines Bruders eintraf. Auf der Stelle wurde mir ein Becher gereicht. — Ich konnte nicht umhin zu schaudern; ich erhob die Augen gen Himmel und rief: „Gütiger Gott! du kennst meine Absichten!"

„Ja! ja! Ihre Absichten!" wiederholte die

Superiorin; „das ists! Muth! mein liebes Kind! Gott kennt Ihre Absichten und segnet unser Vorhaben! trinken Sie getrost.“ —

Nur mein Vertrauen auf Madame Dürand gab mir Stärke, den widrigen Trank zu verschlucken.

Ich begann schon den unangenehmen Erfolg zu empfinden, als der König in den Hof hereinfuhr. Mein Bruder und die Superiorin eilten an die Treppe, um ihn zu empfangen. — Einen Augenblick später trat der König herein, von dem vorerwähnten blauen Ritter begleitet, und von der Superiorin und meinem Bruder gefolgt, dessen Züge Aengstlichkeit und tiefe Betrübniß sehr glücklich ausdrückten.

Der König trat vor mein Bett mit Unruhe und heftiger Theilnahme. „Wie, schöne Adele,“ sagte er, „Sie sind krank!“ —

In diesem Augenblick machte der Trank die beabsichtigte Wirkung. Der König schien meine Leiden zu theilen, und wollte sich nicht entfernen. — Dieser Crisis folgte eine große Schwäche; beinahe der Sprache beraubt, blaß

wie der Tod, lag ich auf dem Lager ausgestreckt; allein ich sah und vernahm alles, was vorging.

Der Wundarzt ließ nicht meinen Puls fahren, und schien mit erschrockener und zugleich bedenklicher Miene das Gefäß zu untersuchen. — Mit einer Bewegung, die zurückgehaltenen Unwillen verrieth, äußerte er: daß ich etwas sehr Gefährliches genossen.

„Wie!" wiederholte der König in einem strengen Ton — „etwas sehr Gefährliches?"

„Ja Sire!" versetzte der Wundarzt, während er das Gefäß starr betrachtete. — „Ich entdecke hier Spuren von Sublimat."

„Sublimat!" unterbrach ihn der König; „in der That, das kann kein Zufall seyn!" —

„Höchst sonderbar ist es immer," äußerte die Superiorin, „daß Niemand, gar Niemand im ganzen Hause sich unwohl befindet, als nur Mademoiselle allein, und sie hat gestern Abend nichts anders gegessen, als die Ananas, welche Ew. Majestät beliebt haben ihr zu schicken." —

„Eine Ananas? Ich habe ihr keine Ananas geschickt!“ rief der König. „Wer hat sie gebracht?“

„Ein Bedienter vom Schlosse.“

„Mein Gott! was hat das zu bedeuten?“

Mein Bruder befand sich unter diesem Gespräch auf der hintern Seite des Betts, wo er über mich gebückt, in tiefes Stillschweigen versunken, die Augen mit seinem Taschentuche bedeckte.

Der Wundarzt machte ein Zeichen mit der Hand, um Stillschweigen zu empfehlen. — „Es wird ihr auf's neue übel!“ sagte er leise; „geben Sie mir das Glas.“ —

Die Superiorin wollte ihm das Glas reichen, aber der König kam ihr zuvor, und lieferte es selbst dem Wundarzt, der mich sogleich trinken ließ. — Der Geschmack dieses Tranks verrieth mir, daß es nur gefärbtes Wasser sey.

Der König zog den blauen Ritter, der ihn begleitete, in eine Fenstervertiefung, nicht weit von meinem Bett. „Ber***,“ fragte er, „was sagen Sie von dieser Ananas, die ich nicht ge-

schickt habe — was sagen Sie von dem allen, was hier vorgeht?"

Ber*** schlug die Augen zu Boden, ohne etwas zu erwiedern und zuckte die Achseln: „Nun," versetzte der König — „es scheint mir klar —"

„Oh! klar wie die Sonne, Sire!" erwiederte Herr Ber***.

In diesem Augenblick machte das Brechmittel eine sehr heftige, obgleich nicht so schmerzliche Wirkung, wie die erste. Der König und Herr Ber*** naheten sich dem Bette. „Nun, was meinen Sie, Doctor?" fragte der König. —

„Noch nichts, Sire!" — versetzte dieser, so wie vorher das Gefäß betrachtend. „Es ist eine fürchterliche Dosis Sublimat gewesen. — Man sieht ihn Klümpchenweise hier, da und da." —

Der König wollte, daß man ihm es deutlich zeigen sollte. Der Wundarzt war unverschämt genug dazu; sobald der König erklärte, daß er das Sublimat bemerkt, schwur Herr Ber***, es auch gesehen zu haben.

„Wie, Doctor!“ wiederholte der König, „und Sie sagen noch nichts!“

„Alles kömmt auf die Wirkung dieses Tranks an,“ erwiederte der Wundarzt, indem er mich noch ein Glas gefärbtes Wasser trinken ließ.

Der König zog den Herrn Ber*** auf's neue in die Fenstervertiefung hin, und schien sehr heftig mit ihm zu sprechen, obgleich so leise, daß kein Dritter ein Wort verstehen konnte. Indessen war eine dritte Wirkung des Trankes erfolgt. Der König naheté sich unruhig und fragte: „Nun denn?“

„Jetzt, Sire!“ erwiederte der Wundarzt hoch erfreut — „ist sie gerettet; ich stehe für alles.“

Mein Bruder, außer sich vor Freude, umarmte den Wundarzt, überhäufte ihn mit Dank, und verrieth eine so alle Rücksichten vergessende Verwirrung, die nicht allein den König, sondern alle täuschen mußte, die nicht eines Besseren belehrt waren; die Superiorin blieb nicht hinter ihm zurück; glücklicherweise für Beide hatten sie dafür gesorgt, daß der Unwille, der

in meinen bleichen Zügen gemalt war, selbst zu ihrem Vortheil sprach.

Der König befahl dem Herrn Ber***, dem Wundarzt funfzig Louis zu geben. „Ber***," fügte er laut hinzu; „dies bestimmt mich völlig. — Graf!" wandte er sich zu meinem Bruder, — „Ber*** wird Ihnen meine Absichten mittheilen. — Ich lasse Sie bei Ihrer Schwester — berichten Sie mir diesen Nachmittag, wie sie sich befindet. — Wo ich auch bin, werde ich dafür sorgen, daß Sie vorgelassen werden. — Adieu, schöne Adele! — Ich erwarte mit Unruhe zu hören, daß Ihre Gesundheit zurückkehre. — Adieu, Frau Superiorin. Doctor, ich bin sehr zufrieden mit Ihnen."

Sobald der König das Haus verlassen, überließen sich die Superiorin und mein Bruder dem Rausche ihrer unaussprechlichen Freude. Die Superiorin schickte sogleich nach dem Vater L**. Der Wundarzt ließ mir sehr starke Bouillon geben, die mich sehr stärkte; kurz nachdem sie mich von allen Seiten mit Dank ermüdet hatten, ließen sie Madame Dürand zurückkeh-

ren, und zogen sich zurück, damit ich der Ruhe genießen könnte, die ich so sehr bedurfte. —

Ich werde nichts weder von den Ermahnungen der Superiorin, von den Gelübden, die ich in die Hände des Vaters L** wiederholen mußte, noch von den vielen Glückwünschen und Besuchen sprechen, die ich von allen Seiten empfing. Unter den letzteren sah ich zum erstenmale, seit meiner ersten Jugend darf ich beinahe sagen, meinen jüngern Bruder, der schon lange die Militairschule verlassen, und durch die Freigebigkeit des Königs schon eine Compagnie bekommen; er begrüßte mich mit fast schüchterner Ehrfurcht, die sonderbar mit meiner lebhaften Freude, ihn zu sehen, contrastirte; er nähete sich mir, als wäre ich schon seit Jahren seine Wohlthäterin und nicht eine geliebte Schwester gewesen, und verbarg nicht, daß er von meinen Händen eine glänzende Zukunft erwartete; diese Herzlosigkeit betrübte mich tief und machte mir meine Verhältnisse noch verächtlicher. — Ach! als ich ihn erblickte, hoffte ich einen Erretter in ihm zu sehen; dieser Traum

verschwand bald; allein mein Entschluß war gefaßt, und ich darf sagen, um so fester, je tiefer ich meine durchaus verlassene Lage empfand.

Drei Tage nachher kam der Herr Ber***, um mir den Wunsch des Königs zu erkennen zu geben, daß ich die Stiftung Saint Cyr verließe, und ihm in zwei Tagen vorgestellt würde. — Er war der Begleiter einer Menge Körbe, die meinen Trousseau ausmachten, und deren ich nicht einen einzigen geöffnet habe.

Zwischen diesem Besuch und der Stunde, die zu meiner Vorstellung bestimmt war, befand ich mich in der heftigsten Unruhe. — Meine Brüder, die Superiorin, der ehrwürdige Vater L**, alle Frauen und Kostgängerinnen des Hauses umgaben mich so eng, und so unabläßig, daß mir kein Augenblick blieb, um mich mit Ruhe zu fassen. Ich glaubte unter den Huldigungen, die mir die Bewohner des Hauses, selbst meine Brüder darbrachten, eine Art von Hohn und Verachtung hervorschimmern zu sehen, die mir das Herz zu-

sammenpreßten; nur einige Augenblicke, in der Nacht und an dem gewöhnlichen Ort, ward es mir möglich, ohne Zwang mit Madame Dürand zu reden. — Diese würdige Freundin bestärkte mich in meinem Entschluß, flößte mir Muth und Hoffnung ein, und trocknete meine Thränen. — Sie theilte mir die Maasregel mit, die sie genommen, damit wir uns Beide in Paris, in dem Hause einer Freundin, der sie vertrauen durfte, wiederfinden könnten, und die uns eine sichere und verborgne Freistätte eröffnen würde, bis ich aufs neue in ein Kloster einträte, welchen Aufenthalt allein sie hinreichend glaubte, um uns der Rache zu entziehn, zu der meine verhoffte Rettung meine Brüder gewiß auffordern würde. Wir kamen über alles überein, was jeder von uns thun müßte, um unsern Zweck zu erreichen und jedem drohenden Unheil vorzubeugen.

Endlich erschien der unselige Tag. — Mein Bruder, sey es nun, daß er nichts von den Körben wußte, die mir der König geschickt, oder wollte er mir die feinsten Aufmerksamkeiten

zeigen, in dem Augenblicke, wo er den Lohn derselben einzuerndten hoffte, sandte mir einen höchst zierlichen und vollständigen Anzug. Die Näherin, die ihn brachte, zog selbst mich an; die Superiorin wich nicht von meiner Toilette, und überhäufte mich mit den übertriebensten Schmeicheleien über meine Reize, meinen Anstand, meine Anmuth. Mein Bruder kam selbst, um meine Toilette zu mustern. — Um eilf Uhr fuhr der Wagen vor; nur mit den Augen konnte ich der Madame Dürand mein Lebewohl zuwerfen.

Wir traten im Schlosse Versailles bey dem Herrn Ver*** ab; er erwartete uns. — Mit der tiefsten Unterwerfung, in den kriechendsten Ausdrücken versicherte er mich von seiner aufrichtigen Zuneigung, von seiner innigen Ergebung, und flehte mich an, ihm meine mächtige und höchste Protection zu gewähren.

Fest in meinem Entschlusse versprach ich alles, was er nur verlangte. — Er führte mich in sein innerstes Kabinet, wo er unter

den demüthigsten Entschuldigungen mich zu verweilen ersuchte, bis er den weitern Befehl des Königs geholt hätte.

Ich hörte ihn meinem Bruder ganz leise zuflüstern: „es scheint, daß Ihre Schwester gar keinen Willen hat; wir werden alles durch sie ausrichten können."

Während der Abwesenheit des Herrn Ber*** blieb mein Bruder bey mir. Er ging schweigend mit großen Schritten auf und nieder. Meine Unruhe läßt sich nicht beschreiben.

Herr de Ber*** kam zurück und theilte uns mit, daß der König bestimmt habe, daß ich ohne Eclat aufgenommen und zu seinem vertraulichen Kabinet geführt werden sollte, wo er mich erwartete, und nach unserer Unterredung zu der erklärten Maitreße des Königs, mit dem Titel einer Herzogin de M** ernannt werden sollte. Der Madame du Barry war am Morgen dieses Tages der Befehl zugekommeu, Versailles auf der Stelle zu verlassen; sie hatte sich schon nach Luciennes begeben. Mein Bruder begleitete mich bis

an die Sänfte, die mich erwartete und zog sich zurück. — Einige Augenblicke hernach wurde ich in die Zimmer des Königs von Herrn de Ber*** eingeführt, der mich verließ, um ihm meine Ankunft zu melden.

In diesem Augenblicke, der Entscheidung so nahe, war die kurze Einsamkeit mir eine Wohlthat vom Himmel; ich kniete nieder und flehte Gott in der unsäglichen Angst meines Herzens an, mir Muth und Gegenwart des Geistes zu verleihen. Er erhörte mein Gebet; Zuversicht und Stärke kehrten in meine Seele zurück, und ich erwartete den König eben so ungeduldig, als ich früher beim Eintritte in das Kabinet gezittert hatte. Eine laute, rauschende Bewegung verkündigte mir seine Annäherung. In demselben Augenblicke trat er herein.

Glücklicherweise war er allein. — Er nahete sich mir mit ausgebreiteten Armen. Ich stürzte zu seinen Füßen: „Sire, Sire!“ rief ich; würdigen Sie mich, mich zu hören, würdigen Sie mich des Erbarmens. —

„Mein Gott! was ist das?" erwiederte er überrascht; „stehen Sie auf! was verlangen Sie, Adele? reden Sie!" —

„Ach, Sire!" Thränen erstickten meine Worte.

„Stehen Sie auf — stehen Sie doch auf, theure Adele!" versetzte er, „fassen Sie sich! reden Sie ohne Furcht, wie zu einem Freunde, der Sie zärtlich liebt."

„Sire!" sagte ich endlich mit Anstrengung; — „Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Güte, an Ihrem Edelmuthe, an Ihrer Tugend — retten Sie die meine. Bedienen Sie sich nicht Ihrer grenzenlosen Gewalt an einer Unglücklichen, die keine andere Freistatt vor den Verfolgungen ihrer Feinde hat, als zu Ihren Füßen, die sie umarmt, als in Ihrer väterlichen Güte, die sie anfleht."

„Stehen Sie auf, Adele! ich will es, ich befehle es Ihnen," sagte er höchst betroffen, indem er mich in seine Arme aufhob, und mich in einen Lehnsessel niedersetzen ließ; dann zog er einen Stuhl her, und setzte sich an

meine Seite, und schnell gefaßt fuhr er mit Milde und Theilnahme fort: „reden Sie, liebes Kind! was ich in diesem Augenblicke höre und sehe, verwundert mich nicht, und bestärkt mich nur in einem Gedanken, der gegen meinen Willen bey mir zurückgedrängt worden ist.“

Durch die Furcht befallen, welche die Gegenwart des Königs immer dem Unterthan einflößt, und die ich nicht überwinden konnte, schwieg ich noch immer; aber meine Thränen redeten für mich, und der König verstand ihre Sprache. — „Nun denn, Adele!“ versetzte er endlich. — „Sie wollen nicht die meine seyn? ich sehe es, und ich will weder, noch darf ich Sie irgend einem Zwange unterwerfen. Ich liebe Sie, theure Adele! und liebe Sie darum nicht weniger. — Indessen, Adele! habe ich eine Bedingung: ich will die Wahrheit, will, daß Sie meine Fragen mit aller der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, die ich Ihnen zutraue, erwiedern. — Mir hat es immer geschienen, als wünschten Sie selber, was Sie mir in diesem

Augenblicke verweigern. Sie haben sich selbst hervorgedrängt, Sie haben kein Mittel versäumt, mir zu gefallen; es ist Ihnen nur zu wohl gelungen; Sie haben selber meine Entscheidung zu Ihren Gunsten beschleunigt. Was mag denn eine so plötzliche, so außerordentliche Veränderung Ihrer Gesinnungen, die ich bemerke, und worüber ich Recht habe, mich bey Ihnen zu beklagen, eben in dem Augenblicke, wo Ihnen das alles wird, was Ihr höchster Wunsch zu seyn schien, hervorgebracht haben?" —

Ich hatte Zeit gehabt, mich zu fassen. „Gott ist mein Zeuge, Sire!" erwiederte ich „daß es immer mein sehnlichster Wunsch gewesen, Ew. Majestät zu gefallen, Sie mit angeborner Treue zu lieben, meine heiligste Pflicht! aber nie ist es mir in den Sinn gekommen, einen Raub an dem des Herzen meines Königs begehen wollen!"

„Adele," unterbrach er mich — „ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Wahrheit will —

ich hatte mehr Aufrichtigkeit und Gehorsam von Ihnen erwartet."

„Sire! ich habe Ew. Majestät die Wahrheit gesagt — in Beziehung auf mich selbst."

„Sehr wohl, Adele! aber ich will sie auch, das betreffend, was nicht Sie selbst angeht, und befehle Ihnen, mir nichts zu verhehlen — keine Bedingungen," fügte er hinzu, als er meine Verwirrung bemerkte — „reden Sie, — ein jeder Verzug wird mich nur ungehalten machen."

Ich konnte nicht umhin, ihm einen treuen Bericht von allem, so auch von den Gründen meines Benehmens und den Ermuthigungen der Madame Dürand abzulegen; ich sah ihn mehrmals sich verfärben. — Er ließ mir meine Unterredung mit der Superiorin und dem ehrwürdigen Vater L*** wiederholen, so auch die Vergiftungsscene. — „Welche Entweihung! welche höllische Schlingen!" rief er heftig; — nach langem sinnenden Stillschweigen, sagte er mit einem durchdringenden Blicke: „Sie

haben gar kein Wort von Ihrem Bruder gesprochen?"

Ich erblaßte und schwieg. —

„Ich weiß genug, Adele!" unterbrach er mich mit sanfter, doch sehr ernster Stimme; „ich mißbillige in dieser Beziehung Ihr Schweigen nicht. Es erhöht sogar meine Achtung für Sie. — Seyen Sie immer eben so tugendhaft, wie schön, mein Kind, befolgen Sie immer die Ansichten Ihrer Gouvernante, deren Grundsätze ich billige, und seyen Sie meiner Gewogenheit und meines Schutzes versichert!" — Er stand auf und entließ mich durch ein Zeichen der Hand.

Wenige Schritte von dem Kabinet des Königs kam mir der Herr Ver*** entgegen, der hier die Befehle des Königs zu erwarten schien. Er überhäufte mich aufs neue mit Glückwünschen, und Versicherungen seiner Ergebung; in diesem Augenblicke ließ der König ihn rufen, und er verließ mich nach den demüthigsten und kriechendsten Entschuldigungen.

Allein und unwissend, welchen Weg ich einschlagen sollte, um mich aus diesem Labyrinth von Gemächern herauszufinden, blieb ich stehen. Während meiner langen Ungewißheit kam Herr de Ber*** vom König zurück. — Er nahete sich mir kalt und zurückhaltend. — „Wo belieben Mademoiselle sich hin zu begeben?" fragte er; „ich will einen meiner Leute herschicken, um Sie zu begleiten."

Ohne die Antwort abzuwarten, kehrte er mir den Rücken zu, und war verschwunden. — Ein Bedienter erschien einige Augenblicke nachher, und machte mir dieselbe Frage.

Ich überlegte, wozu ich mich entschließen sollte. — Ich wollte am liebsten mit Madame Dürand zusammentreffen, allein ich empfand, daß meine Sicherheit mir verbot, nach Saint Cyr zurückzukehren; allein ich erinnerte mich des Mannes und der Addresse der Freundin meiner Gouvernante, die uns in Paris aufnehmen sollte. — Ich ersuchte den Bedienten, mich nach Paris zu begleiten. — Er schlug mir es mit einer Unverschämtheit

schämtheit ab, von der ich früher keinen Begriff gehabt. — „Ich werde Sie," sagte er, „zu dem Posthause hinführen; dort werden Sie Gelegenheit finden." — Ich mußte mich fügen, und er begleitete mich durch eine lange Gallerie. — Ich merkte sehr viel Unruhe im Schlosse, und hörte sagen, daß mehrere Personen im Namen des Königs so eben verhaftet worden. Es fiel mir nicht ein, daß mein Bruder unter diesen sey. Die Furcht, ihm zu begegnen, beschleunigte meine Schritte; — mein prächtiger Anzug, der nicht dazu geeignet war, auf der Straße sich sehen zu lassen, zog auf dem Wege nach dem Posthause die Blicke der Vorübergehenden auf mich; als ich dahin gekommen war, nahm und bezahlte ich einen Platz in der Diligence, und der Bediente des Herrn Ber*** verließ mich.

Unglücklicherweise war der Wagen noch nicht besetzt; — wir mußten warten. Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß der König so eben auf eine schimpfliche Art eine Frau zurückgewiesen hätte, die sich dargeboten,

um an die Stelle der Madame du Barry zu treten; bald wurde auf mich gedeutet. Das Volk versammelte sich vor dem Hause, und mir ward das zernichtende Gefühl, die erniedrigendsten, demüthigendsten Bemerkungen hören zu müssen. — In dem Augenblicke, wo ich in den Wagen stieg, wurde ich ausgezischt und mit Gassenkoth beworfen; bis auf den letzten Tropfen mußte ich den bittern Becher der Entehrung austrinken. Meine Reisegefährten sagten mir während der ganzen Reise die durchdringendsten Beleidigungen; ich duldete alles schweigend; die Verzweiflung, die meine Seele erfüllte, hielt die Thränen zurück, die ich mehr als einmal in meinen Augen wahrnahm. — Ein Fiacre, der mir beim Aussteigen seine Dienste anbot, brachte mich zu dem erwähnten Hause. Es schien, als wäre man dort schon durch Madame Dürand auf meine Ankunft vorbereitet; eine Frau, die mich empfing, führte mich in ein kleines, sehr hübsches Zimmer, wo sie mich allein ließ. — Es war der glücklichste

Augenblick, den ich seit mehr als einem Jahre erlebt hatte.

Doch bald erwachte meine Unruhe wieder; die Abwesenheit der Madame Dürand, der Gedanke an meine Brüder, ihre Erbitterung, und die Rache, die mich bedrohete, sowohl von ihrer, als von der Seite der Superiorin und des neuen Beichtigers; die nicht weniger erschreckende Vorstellung von dem, was aus mir werden würde, erstickten bald das lebhafte Gefühl der Errettung in meiner Brust. — Die Gefälligkeit meiner neuen Wirthin gewährte mir doch einigen Trost; sie brachte mir bequemere Kleider — half mir, mich auszuziehen, blieb den Abend in meinem Zimmer und suchte mir Muth einzuflößen. —

Noch den folgenden Tag verlebte ich in der größten Unruhe; den nächsten Morgen gegen Mittag trat endlich Madame Dürand in mein Zimmer — Fast außer mir vor Freude warf ich mich in ihre Arme; eine so freudige Beruhigung durchdrang meine Brust, als hätte

ich von diesem Augenblicke nichts mehr zu befürchten. — Sobald wir allein waren, erzählte sie mir den Erfolg meiner Unterredung mit dem Könige. — Der ehrwürdige Vater L** war sogleich verhaftet und nach der Bastille gebracht worden; das Recht Beichte zu hören, wurde ihm für immer genommen; die Superiorin war abgesetzt und in ein Einsperrungshaus in Paris geschickt; meine Brüder waren zwar auch verhaftet worden, doch kurz nachher von einem Polizeibeamten aus den Revieren der Stadt Paris gebracht, mit der Andeutung, daß der König ihnen ihre Dienststellen genommen, und ihnen ausdrücklich verböte, sich dem Hofe und Paris auf zwanzig Meilen zu nähern.

„Diese Ereignisse" fügte Madame Dürand hinzu, „schienen mir der stärkste Beweis zu seyn, daß unser Zweck erreicht war; ich eilte, unsre Sachen einzupacken, um, wenn möglich, noch denselben Abend mich zu Ihnen zu begeben; aber in dem Augenblicke der Abreise befahl die neue Superiorin, daß ich nichts mit mir nehmen dürfte.

verbreitete das Gerücht, daß ich Ihre schimpfliche Flucht zu benutzen dächte, um mich Ihres Eigenthums zu bemächtigen, das dem Hause verfallen wäre. Als ich aber erklärte, daß ich nach Versailles gehen wollte, und schon Mittel in den Händen hätte, um den König von allem zu unterrichten, wurde mir nach vielen Bedingungen, die ich alle ausschlug, endlich diesen Morgen gestattet, alles mitzunehmen. —

Den folgenden Tag ließ Madame Dürand sich es angelegen seyn, mir ein Kloster auszusuchen. Sie glaubte es der Klugheit gemäß, daß ich unter einem fremden Namen in dasselbe einträte, und meinte auch, daß wir besser verborgen und auch sicherer seyn möchten, in einem Kloster in Paris, als in den Provinzen, weil meine Brüder wenigstens auf lange Zeit sich der Hauptstadt nicht nahen dürften. — Bald hatte sie auch eine Freistatt gefunden, wo sogleich alles in Bereitschaft gesetzt wurde, uns zu empfangen.

Indessen erhielt ich einen Besuch von einer Tante, die ich nie früher gesehen, obgleich ihr Name und Rang in der großen Welt sehr be-

kannt waren, und die, ich weiß nicht woher, meinen verborgenen Aufenthalt aufgefunden; sie schien von allem unterrichtet, vergoß mütterliche Thränen über mein Schicksal, erklärte meine Brüder, des Namens, den sie trugen, für unwürdig, und wollte sie nicht mehr als ihre Neffen anerkennen; mir dagegen bezeigte sie die zärtlichste Sorgfalt; zu der größten Mißbilligung der Madame Dürand, die ihr nicht recht traute, hatte ich sie mit dem von uns erwählten Aufenthalte bekannt gemacht. Sie glaubte nicht, daß dieses Haus mir die Annehmlichkeiten, die zu meinem Stande und Alter paßten, gewähren konnte, und beschwor uns, noch einige Tage hingehen zu lassen, in welcher Zeit sie sich bemühen wollte, mir eine noch sicherere Freistätte zu eröffnen; dieser Verzug war weder mir noch meiner Freundin angenehm, und außerdem vergeblich. — Sie meldete mir einige Tage hernach schriftlich, daß ihre Bemühungen bis jetzt nichts ausgerichtet, und ersuchte uns bis auf Weiteres die schon erwählte Freistatt zu beziehen. — Wir ließen sogleich unsre Sachen

dahin bringen. — So wie ich noch einige Kleinigkeiten zusammen band, fiel mir das Schreiben meiner Verwandten aufs neue in die Hände; ich öffnete es unwillkürlich, wie es oft mit solchen Briefen geschieht, die von Personen geschrieben sind, welche uns Theilnahme eingeflößt haben; — zu meinem Erstaunen aber fand ich die Schriftzüge fast erloschen. — Ich theilte Madame Dürand meine Entdeckung mit, die höchst verwundert den Kopf schüttelte. In diesem Augenblicke befiel eine ängstliche Beklommenheit, wie eine böse Ahnung, mein Herz; es war mir, als könne ich nicht schnell genug meinen Zufluchtsort erreichen. Ich theilte Madame Dürand meinen Wunsch mit, uns noch denselben Abend dahin zu begeben. Sie wandte aber sehr vernünftig ein, daß wir erst den folgenden Tag erwartet würden, und eine solche Störung unter den guten Nonnen eben so befremdend als unwillkommen seyn würde.

Es war schon ziemlich spät geworden, die tiefste Ruhe herrschte schon in unserm Hause und rings darum; wir waren schon bereit, uns zur

Ruhe zu begeben, als ganz leise an unsre Thüre geklopft wurde. Eine sehr sanfte Stimme ersuchte uns, sein Licht anstecken zu dürfen. Madame Dürand öffnete die Thüre ein wenig und reichte das Licht hinaus. Sie wurde mit Gewalt zurückgestoßen, die Thüre flog auf, meine beiden Brüder, der mir nur zu wohl bekannte Wundarzt und ein Bedienter, dem Anscheine nach, traten herein. — Der letzte machte die Thüre zu, und die Uebrigen auf einmal ihre Degen ziehend, erklärten uns, daß sie, wenn wir nur den kleinsten Lärm zu machen wagten, uns sogleich durchbohren würden. — Ueberraschung und Angst erstickten unsre Stimmen. — „Beide müßt Ihr uns folgen!" sagte mein ältester Bruder, indem er Madame Dürands Arm ergriff, und sie gewaltsam nach der Thüre schob. — Der Wundarzt bemächtigte sich des meinen, mir einen Dolch vor die Brust haltend. Madame Dürand wollte sich an einem großen Schrank festhalten, sie zog ihn mit fort, und er stürzte mit großem Geräusch zu Boden. — In demselben Augenblicke wurde sie von drei De-

gen durchbohrt und sank todt zu meinen Füßen. Als ich ein lautes Angstgeschrei nicht zurückhalten konnte, versetzte mir der Wundarzt einen Dolchstich, der mich an die Seite der Madame Dürand niederwarf. —

Ich verlor die Besinnung, und weiß nicht, was weiter mit mir geschehen ist; — ich erinnere mich nur, daß ein heftiger Stoß mich auf einen Augenblick wie aus einer Betäubung aufrüttelte. — Es war, als merkte ich die schaukelnde Bewegung eines Wagens, als vernähm' ich das Gerassel der Räder. — Ich konnte kaum athmen, und da ich mich von allen Seiten eingehüllt fühlte, suchte ich mich los zu machen; aber mehrere Dolchstöße, die mir einen lauten Schrei entrissen, beraubten mich der Besinnung aufs neue. — Doch war es mir, als fühlte ich kurz nachher die Erschütterung eines großen Falles in allen Gliedern — als verbreitete sich eine tödtliche Kälte über meinen ganzen Körper. — Ich kam erst in den Armen eines — unter der tödtlichsten Schwäche vernahm ich es — sehr edelmüthi-

gen Freundes, des Erretters meines Lebens, wieder zur Besinnung. —

Ich wurde hergestellt; aber mein Name, mit Schande bedeckt, darf nicht erweckt werden, auch nicht mein altes Leben, dessen Auferstehung nur ein Bluturtheil über meine nächsten Angehörigen aussprechen, und die unverdiente Schande unsers alten Namens in eine wirkliche verwandeln müßte. — Ich habe auch nichts von der Vergangenheit zu fordern, mein Stolz und mein Herz sind gebrochen; nur in sofern der erste todt bleibt, kann — ich fühle es, in einem glücklichen Augenblick das letztere vielleicht wieder genesen. Die Wunden, in der Nähe eines Throns geschlagen, können nur Demuth und Ergebung in dem Schooß einer stillen Natur verharschen machen.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, kaum aufathmend, mit völliger Selbstvergessenheit hatte ich die Blätter alle nach einander angehört, selbst die Namen der Grafen de M** hatten mir kaum den unangenehmen Eindruck wieder in's Gedächtniß gerufen, welchen ihr Benehmen einst auf mich gemacht — bis der Bericht von den erloschenen Schriftzügen des Billets — das von keinem andern, das fühlte ich deutlich, als von der Präsidentin de Mainville geschrieben seyn konnte, mir die fürchterliche Wirklichkeit, die mich umgab, auf einmal mit allen meinen Verhältnissen und meinem Beruf vor die Seele stellte. — Wo ich meinen Blick hinwarf, sah ich nur Verfol-

gung und Feinde; ich hatte in diesem Augenblick vergessen, daß die Kunde von einer Einsperrung meiner schlauen Feindin mir schon früher zugekommen war; in dem verlegnen, halb kalten, halb geheimnißvollen, sehr kurzen Berichte meines Vaters hatte ich nichts gefunden, das mein Vertrauen auf Herrn de Sartine, von dem ich mich noch immer verrathen glaubte, aufs neue beleben konnte, wenn meine menschenfeindliche Stimmung es auch gestattet hätte. — — Meine Züge drückten indessen nur Ermüdung und Schwäche aus, während die heftigste Unruhe in meinem Innern gohr. — Es nahete sich der Morgen; mein Freund Aubry, eben so ermüdet wie ich, bemerkte, daß uns vor allem Ruhe nöthig sey, um Kraft zu Ueberlegung und zur Thätigkeit zu gewinnen. —

Mehr um mich ganz ungestört meinen noch wilden Gedanken hingeben zu können, als weil ich wirklich fühlte, daß er Recht hatte, befolgte ich seinen Rath. — Wir legten uns Beide nieder, und die Erschöpfung, diesmal

wohlthätig, schenkte mir wirklich einige Stunden Ruhe. — Doch die Morgensonne weckte mich bald. Aubry schlief noch ruhig und tief. — Ich fühlte mich indessen gestärkt, und wirklich fähig, ruhiger überlegen zu können. — Mein Freund war kein Rechtsgelehrter, und ich sah ein, daß nur ein solcher mir in dieser verwickelten Sache den rechten Weg zeigen könne. — Diese neue Gewaltthat, die Gefahr, der Adele aufs neue bloßgestellt war, ließ mich, und in diesem Augenblicke mit Recht, völlig übersehen, daß sie nur darauf bedacht gewesen, den guten Namen ihrer Familie zu schonen, und aller Rache entsagte. — Allein ihre Rettung, ihre Sicherstellung waren mir die ersten aller Bedingungen, denen jede andre Rücksicht weichen mußte. —

Mein Vater hatte seit mehreren Jahren einen Anwald, dessen Kenntnissen und Rechtlichkeit er völlig vertraucte, und außerdem der einzige in ganz Paris, den ich kannte. — Diese Hülfe fiel mir sogleich ein; meine innere Unruhe erregte mich zu der schnellsten Thätigkeit;

— von der Seite meiner Familie war ja auch mit Rücksicht auf mich, nichts mehr zu befürchten, davon hatte mich die erste, ruhigere Ueberlegung überzeugt. — Ich zog mich schnell an, ließ den Freund schlafen und begab mich zu dem mir wohlbekannten Hause des Anwalds hin. —

Verwundert mich zu sehen, den er noch nicht aufgefunden wußte, wich doch dies Gefühl bald dem Erstaunen und dem Entsetzen, die ihm mein Bericht, und das mitgenommene Heft meiner Adele einflößten. — Er war der Meinung, daß eine Anklage gegen die Grafen de M** und den Wundarzt ohne Verzug zu Stande gebracht werden müßte. — Er schrieb dieselbe sogleich nieder, ohne jedoch das zu berühren, was dem versuchten Morde Adelens vorausgegangen war. — Ich unterschrieb und verließ ihn, nachdem ich ihm meine Wohnung angezeigt.

Indessen schien mir schon in dem Augenblick, als ich aus seinem Hause trat, dieser Schritt weder hinreichend, noch schnell wirkend genug;

ich konnte mir nicht die zarte, ängstliche, noch nicht an den Nerven hergestellte Adele in einem Kerker denken, ohne zu zittern, ohne zu verzweifeln. — Es konnte nicht schnell genug zu ihrer Befreiung gehandelt werden. — Es fiel mir wie ein Strahl von Oben ein, daß der König Adelen versprochen, sie zu beschützen; daß sein Ansehen, wenn nur die Kunde von dem Vorgefallenen zu ihm gereichen konnte, das, wozu die Langsamkeit der Formen mehrere Monate brauchte, in einem Augenblicke bewirken würde. —

Ohne mich mit meinem Freunde zu berathen, ohne mich einmal vorher nach Hause zu begeben, aus Furcht, daß seine vorsichtige Klugheit einen Schritt, der Aufsehen erregen mußte, misbilligen würde, nahm ich einen Wagen und begab mich auf der Stelle nach Versailles.

Unterwegs überlegte ich, wie ich zu dem Könige gelangen sollte, und wenn auch dies gelungen, wie ich dem vorbeugte, daß keine Furcht und Verwirrung der Kürze und Klar-

heit meiner Darstellung schaden, der Ungeduld meines Herzens kein ihm mißfälliger Ausdruck entschlüpfen möchte, und ich fand es am klügsten, einen schriftlichen Bericht abzufassen, den ich ihm überliefern würde. — Sobald ich abgestiegen war, schritt ich sogleich ans Werk. Ich hatte Zeit genug, meine Gedanken gehörig zu ordnen, denn erst den folgenden Tag, einem Sonntag, wenn der König aus der Messe zurück kam, hatte ich Gelegenheit meinen Entschluß auszuführen. — Nicht ganz selten wurden ihm, obgleich man es zu verhindern suchte, auf diese Art Gesuche zugestellt, die er mitunter auf der Stelle durchlas, und dann gewöhnlich einige Worte an den Ueberbringer richtete. —

Den folgenden Morgen begab ich mich mit hochklopfendem Herzen auf den von mir ausersehenen Platz hin. — Ich wartete lange; ich glaubte zuletzt vor Ungeduld und Angst vergehen zu sollen. — Endlich verkündete mir eine unruhige Bewegung und das laute Geräusch, daß der König nahete. — Ich stellte

mich so, daß ich ihm in die Augen fallen mußte. — So wie er mir vorbeigehen wollte, stürzte ich zu seinen Füßen. — „Sire! Sire!“ rief ich mit schreiendem Schmerze: „Gerechtigkeit, ich verlange Gerechtigkeit von Ew. Majestät.“ —

Die Leibgarden wollten mich zurückstoßen, aber ich hielt meine Bittschrift in die Höhe und er nahm sie mir aus der Hand. Er winkte den Garden, sich zurückzuziehen und blieb stehen, um darin zu lesen. Noch hatte er es nicht ganz durchgelesen, als ich ihn sich verfärben sah, und indem er das Blatt heftig in der Hand zerdrückte, sagte er mit einer Strenge, die mir doch nicht zu gelten schien: „Stehen Sie auf; ich werde gerecht seyn. — Gut — Ihre Adresse ist unterschrieben.“ —

Er setzte seinen Gang fort, doch hielt er einige Schritte von mir wieder inne, sah aufs neue in das Papier, und ich hörte ihn noch sagen: „Ich will sogleich mit Saint Florentin oder Sartine sprechen; laß den ersten, den Besten von ihnen kommen.“ —

So zufrieden mit meiner Reise, als ich mich in meiner peinlichen Lage fühlen konnte, kehrte ich nach Paris zurück. — Bei meinem Freund war so eben mein Vater gewesen, der von seinem Anwald meinen Zufluchtsort erfahren. — Es war mir nicht eingefallen diesen zu ersuchen, ihn meiner Familie zu verschweigen. — Mein Vater und Aubry waren beide in der größten Unruhe über mein Ausbleiben gewesen. — Der Officier, unter dessen Aufsicht das Gefängniß Chatelet steht, hatte zweimal in meiner Abwesenheit nach mir fragen lassen, — und mein Freund, der keinen Nutzen von der Einmischung meines Vaters in dies letzte Ereigniß erwartete, und meine Unruhe und Verwirrung nur dadurch zu erhöhen befürchtete, hatte ihn in dem Glauben, daß ich verhaftet worden wäre, nur bestärkt, um mir einen in diesem Augenblick beschwerlichen Bericht zu ersparen. — Aubry selbst war als Zeuge schon nach dem Chatelet hinbeschieden worden, und obgleich er aus dem, was

dort vorfiel, mein Unternehmen geahnt hatte, mißbilligte er doch meine Voreiligkeit.

„Mein Gott! was hast Du gethan?“ sagte er vorwerfend; — „Adele ist, kraft eines Befehls vom König, nach einem Kloster gebracht, wo Niemand sie bis weiter sprechen darf. — Der Wundarzt ist sogleich aufgefunden und festgenommen! — Die Sache droht sehr ernsthaft zu werden; vielleicht hätten gelindere Maaßregeln einen eben so schnellen, aber glücklicheren Erfolg gehabt; denn bei dieser Gelegenheit ist's entdeckt, daß Adelens Brüder sie schon längst für todt haben ausgeben lassen. Ihr Name befindet sich in den Todtenlisten des Kirchspiels St. Hippolyte, und die Anzeige der Summe, welche ihre Brüder für das Begräbniß und die Seelenmessen bezahlt. — Wahrscheinlich haben diese den unzeitigen Eifer ihres geheimen Geschäftsträgers, des ehemaligen Wundarztes, sehr mißbilligt, und hätten uns sie freiwillig ausgeliefert. — Durch Deinen raschen Schritt ist das Loos unwiderruflich geworfen. — Ich erfahre, daß

der König befohlen habe, daß die Grafen M*** nach dem Grand-Chatelet gebracht werden sollen."

Ich fand freilich, daß mein Freund Recht hatte, und finstre Ahnungen verdunkelten bald meinen vorschnellen Triumpf; die letzten Zeilen in Adelens Berichte, die ihre Gesinnungen so klar ausdrückten, füllten mein Herz, ihrer Ruhe wegen, mit Kummer und Reue; doch schien es mir immer noch, als hätte ich nicht besser handeln können; und eine leise Hoffnung flüsterte mir zu, daß wenn die erste Heftigkeit des Königs verdunstet wäre, es ihm selbst nicht unlieb seyn würde, der Sache eine wenigstens weniger öffentliche Wendung zu geben. — Auch konnte ich nicht mehr zurück.

Mehrere Tage vergingen in der tiefsten Stille. Die Verhaftung der Grafen de M*** war zwar allgemein bekannt, aber der Anlaß dazu auf keine Weise ruchbar geworden. — Ich habe vergessen zu bemerken, daß meinem Freunde nach dem einzigen Verhör, dem er unterworfen wurde, auf die eindringlichste Weise

eingeschärft worden war, über das ganze Ereigniß zu schweigen; und es wunderte uns Beide, daß keine weitere Nachfrage nach mir geschehen.

Eines Morgens trat ein Mann von ehrwürdigem Alter und Aussehen in unser Zimmer, und verlangte eine geheime Unterredung mit mir. Er gab sich als den Herzog von C**, einen nahen Verwandten der Grafen de M***, zu erkennen. Er gab mir zu verstehen, daß die Sache noch ziemlich glimpflich ablaufen könne, wenn ich nur von meiner Klage abstehen wollte; die Gerechtigkeitsliebe eines Höheren schiene dies zu einer unumgänglichen Bedingung gemacht zu haben.

„Mein Herr Herzog," erwiederte ich; „weder persönlicher Haß, noch ein feindlicher Sinn, obgleich beides sehr zu entschuldigen wäre, leiten meine Schritte; ich verlange nur Adelens völlige Freiheit, Bürgschaft dafür, daß sie nie mehr verfolgt werden soll und ihre Hand, wenn sie mir dieselbe vergönnen will;

dann bin ich weit entfernt, ihren Brüdern schaden zu wollen." —

„Die Hand der Gräfin de M***! unmöglich!" unterbrach er mich.

„Ich habe ihr das Leben mit Gefahr des meinigen und unter Umständen gerettet, die" —

„Wenn auch!" nahm er hochmüthig das Wort. — „Bedenken Sie, daß eine solche Mesalliance die Familie de M*** entehren würde."

Er kannte kaum meinen Namen, und wahrscheinlich nicht meine Herkunft, der, freilich geringer als die seine, nur durch eine Reihe von Unglücksfällen seit geraumer Zeit ein Glanz abgegangen war, der sie in seinen Augen mehr bemerklich gemacht haben würde; ich verschmähete selbst, mich darauf zu berufen. — „Mein Herr Herzog," entgegnete ich, „ich habe bis hieher geglaubt, daß die Entehrung, ein so abscheuliches Verbrechen begangen zu haben, und dafür bestraft zu werden, so wirklich, so wahr sey, daß sie die eingebildete einer Mesalliance wohl aufwiegen könnte. Ich glaube

noch, daß ein Bürgerlicher, dessen Benehmen und dessen Gesinnungen immer ehrenvoll und adelig gewesen, so wie seine Familie wacker und ohne Makel ist, weit höher stehe, als einer vom Adel, dessen Benehmen ihn unter die größten Verbrecher versetzt." —

„Allein," versetzte er heftig — „Sie müssen mir doch gestehen, daß ein persönlicher Makel nicht durch einen neuen, der selbst die Vorfahren befleckt, ausgeglichen werden kann."

„In wiefern meine Meinung irrig ist," fuhr ich ruhig fort, „können weder Sie noch ich entscheiden. Allein selbst das Verbrechen der Grafen de M*** hat diese Schwierigkeit gehoben. Es soll — so wie ich erfahren habe — durch ihre schändliche Vorsicht ein Begräbniß-Attestat geschmiedet worden seyn, das den vorgegebenen Tod ihrer Schwester bezeugt. Sie werden also leicht einsehen, daß, wenn meine Bedingungen angenommen werden, die Entehrung, welche Sie so sehr befürchten, nicht die Familie M*** treffen wird, und daß die Unglückliche, die man meinem Schutz entrissen

und noch quält, als eine der Familie ganz fremde Person, kraft jenes Actes, erscheinen kann." —

„Ah! hm!" fiel er mir ins Wort. — „Das ist etwas ganz anders; auf diese Art wird es angehen können; es kann also nur die Rede von dem Vermögen seyn. Wenn Adelens Tod vorausgesetzt wird, muß auch dies bei der Familie bleiben."

„Ich werde mir in dieser Rücksicht keine Bemerkung gestatten, mein Herr Herzog! Der Graf de M*** kann meinetwegen um seine Ehre feilschen, ich feilsche nicht um meine Gattin. — An demselben Tage, wo mir Adele zurückgegeben wird und die Herren Grafen de M*** durch einen eigenhändigen Act darlegen, daß sie nicht die Ehre hat mit ihnen verwandt zu seyn, werde ich meine Anklage zurücknehmen, bis dahin, mein Herr Herzog, thue ich keinen Schritt, um die Gesetze in ihrem Gange zu hemmen; indessen bitte ich Sie, einen Zeitpunkt zu bestimmen, um die Sache zu beendigen."

Der Herzog bestimmte den folgenden Tag, und verließ mich sehr zufrieden.

Diese Unterredung flößte meinem Freunde und mir die frohesten Hoffnungen ein, ich vertrauete noch dem Glücke; wir wagten schon wieder an Pläne für die Zukunft zu denken, und es wurde in unserm kleinen Rath entschieden, daß ich endlich mit meinem Vater und in dieser Rücksicht sehr ernsthaft sprechen sollte.

Noch denselben Abend verbreitete sich das Gerücht in Paris, daß der König von einer sehr gefährlichen Krankheit befallen sey; den folgenden Tag erschien der Herzog nicht; und die lebhafteste Unruhe ergriff mich aufs neue. — Ich erwartete ihn täglich vergebens, und verschob in dieser fürchterlichen Ungewißheit die Unterredung mit meinem Vater. —

Kurz nachher trat der Tod des Königs ein; dies unglückliche Ereigniß veränderte auf einmal die ganze Sache. Ich erfuhr, daß die Grafen aus dem Gefängnisse entlassen worden, daß sie zu gleicher Zeit die Aufhebung des

königlichen Befehls: bei Hofe nicht zu erscheinen, erhalten hatten. — Wenige Tage nachher erhielt ich einen anonymen Brief voller Drohungen, in sofern ich nur auf irgend eine Art wagte, meine schändlichen Verläumdungen gegen eine angesehene Familie — diese Ausdrücke wurden gebraucht, — fortzusetzen. —

Mein Freund Aubry hatte indessen Erkundigungen bey dem Gerichte im Chatelet eingezogen, und brachte mir zu gleicher Zeit die Nachricht, daß der neue Hof in meiner Anklage gegen die Grafen M*** nur Verläumdungen zu sehen meinte, deren Urheber eine schwere Ahndung verdiente. Er überzeugte mich von der Nothwendigkeit, schleunige Maaßregeln zu meiner eignen Sicherheit zu treffen, die er in diesem Augenblicke als höchst gefährdet betrachtete.

Ich mußte ihm Recht geben; aber an wen sollte ich mich in meinem jetzt mehr als je verlassenen Zustande hinwenden, wo einen Beschützer finden, der durch seinen Rang und Ansehen die Familie M*** von Gewaltthaten abhal-

ten konnte, und Gelegenheit hatte, den neuen König von der Wahrheit zu unterrichten? — Ich wußte nur einen, den Herrn de Sartine, und von diesem Manne glaubte ich mich verrathen. — Indessen Noth und Verzweiflung verändern nur zu leicht unsre Ansichten. In dem glücklichen Verhältnisse, worin ich mit Adelen lebte, hatte ich gezittert, meine Gedanken fest auf die Vergangenheit zu heften, mich gescheut, die kurze Mittheilung meines Vaters zu prüfen; zwar hatte er mit keinem Worte Herrn de Sartine genannt, aber jedoch selbst gestanden, daß seine Heirath von dem Präsidenten de Mainville hintertrieben worden sey; und war eben dieser nicht noch früher zu dem Herrn de Sartine berufen worden? — Obgleich ich den Grund, warum ich damals aufs neue verhaftet werden sollte, noch immer nicht einsah — fiel es doch wie ein Blitz in meine Seele, daß ich vielleicht zu voreilig geurtheilt hatte; auch gegen den Herrn de Mainville hatte ich ja Mißtrauen gehegt — und doch schien es ja, als hätte er sich eben als mei-

nen Wohlthäter, als meinen Stellvertretrr erwiesen. — ein sehr einfaches Alternativ brachte mich zum Entschluß: entweder hat Herr de Sartine dich aufgeopfert; dann bist du ihm gleichgültig, und deine Lage kann, wenn du ihm wieder in die Hände geheſt, nicht schlimmer werden, als jetzt, wo du doch nur durch eine unthätige schändliche Flucht deinen Feinden entgehen kannſt, im Gegentheil würdeſt du dich, wie du aus Erfahrung weißt, in seinen Händen doch am allersicherſten befinden, oder — du haſt ihn verkannt, und dann wird der großmüthige Mann auch nicht, wenn du ihm wahr und offen alles geſtehſt — dir seine Großmuth dießmal verſagen? — du mußt es darauf ankommen laſſen.

Mit dem Muthe der Verzweiflung begab ich mich ohne weitere Ueberlegung zu dem Herrn de Sartine, obgleich zu einer ungewöhnlichen Zeit, war ich doch so glücklich, ihn zu Hauſe zu treffen und ſogleich vorgelaſſen zu werden. Herr de Sartine; war ernſt, finſter ſogar; doch empfing er mich mit ſeiner alten

Güte; ich hatte erwartet, von einem zornigen Blick begegnet zu werden, und nun brachte der Ausdruck der Wehmuth, womit er mich betrachtete, mich zum verstummen; ich konnte keine Worte finden, und stand schweigend vor ihm.

„Ich kenne zum Theil," sagte er endlich, Ihre Begebenheiten mit der Gräfin de M***; ihre Bittschriften sind in meinen Händen gewesen; „warum aber sehe ich Sie jetzt erst, warum sind Sie nicht früher zu mir gekomkommen? — ich glaubte Ihr Zutrauen zu besitzen. — Es scheint" fügte er ein wenig bitter hinzu, „daß Sie nicht allein vom Schicksale zu sonderbaren Abenteuern auserseh'n sind, sondern, daß Sie auch, wie die meisten Abenteurer, lieben, einen verkehrten Weg zu gehen, eben, weil er ihr eigner ist." —

„Mein eigner Weg?" erwiederte ich mit einem, durch seinen Ton schnell auflodernden, Trotze; „rettete mich indessen von den Fesseln eines zweiten lettre de cachet und brachte mich vor den Altar, wo mein Vater die Hand

meiner Braut ergriffen hatte. Ich sah mein Glück verloren und verlor die Besinnung; aber die Vorsehung sandte mir einen Freund, ohne dessen schnellen Beistand ich wohl schon längst den Weg hätte gehen müssen, den Sie mir, gnädiger Herr! vorgezeichnet haben würden, und mich von dem Scandal, die Gräfin de M*** gerettet zu haben, abgehalten hätte."

„Was ist das?" sagte er, mich bey der Hand fassend — „wir wollen ruhig mit einander sprechen. — Was gab zu Ihrer sonderbaren Flucht von Montargis Anlaß? Warum schweigen Sie?"

„Weil ich längst eingesehen, daß Sie nicht so, wie ich damals gehofft — Ihr Werk gewesen."

„Nein! in der That, nein!" fuhr er verwundert fort; „aber reden Sie und vergessen Sie nicht, daß jeder Hinterhalt bey dem, der das Gute will, immer schädlich, ja selbst gefährlich werden kann." Setzen wir uns."

Ich erzählte ihm kurz, aber vollständig, alles, was mir seit meiner Abreise von Pa-

ris nach Montargis bis zu meiner Trennung von Adelen begegnet war.

„Also mein junger Freund!“ begann er lächelnd, als ich zu Ende war, „muß ich mich wohl auch bey Ihnen rechtfertigen, so wie Sie noch jetzt vor mir gerechtfertigt stehen; — Ihr Bericht reicht mir einen neuen Beleg, welch' großes Unheil es anrichten kann, wenn Untergebene den Befehlen ihrer Vorgesetzten selbst erfundene Motive unterzulegen, und in der Gutmüthigkeit ihrer Herzen nach diesen, statt nach Vorschriften zu handeln wagen. — Mein alter Kommissair hat zwar meine Gesinnungen gegen Sie, aber nicht meine Absicht errathen, und seiner voreiligen Gunst haben Sie viele harte Stunden zu verdanken; dieser zweite lettre de cachet war nicht das Werk eines Feindes, sondern das eines Freundes — es war mein Werk; überzeugt, Ihnen durch die genommene Maaßregel ihre Braut erhalten zu können, wollte ich die Gelegenheit, die mir Ihre Widersacher selbst dargeboten, nicht versäumen, Ihnen den Kummer, Ih-

ren Vater auf eine nicht ganz würdige Art als Ihren Nebenbuhler zu sehen, ersparen. — Doch ich sehe, ich muß Ihnen ganz kurz den Vorgang erzählen." —

„Das mehr als in einer Rücksicht ärgerliche Betragen der Präsidentin de Mainville und ihrer Anhänger, zu welchen ich jedoch weder ihren Gatten noch Ihren Vater rechne — hatte mich längst gezwungen, selbst unter diesen Kundschafter zu suchen. — Noch vor Ihrer Abreise wußte ich, daß mehr die Unkunde, als die Schwäche Ihres Vaters ihr entdeckt, wer seine Mündel eigentlich sey. — Es giebt Herzen, worin alle Gefühle aussterben können, nur Haß und Rache nicht, wenn diese zu einem gewisse Punkte gereizt worden sind. Vielleicht würde die Präsidentin Feliciens Blut gefordert haben, wenn vielleicht nicht doch eine leise Rücksicht auf die Ruhe ihres Gatten, den sie auch nicht über einen gewissen Punkt hinaus zu reizen wagte, wenn nicht selbst die treue Sorgfalt ihres immer mehr gegen Sie mißtrauisch werdenden Vaters sie von allen

Gewaltstreichen abgehalten; — allein ihre verliebte Grille, in Beziehung auf Sie, die nicht zu verhehlende Zärtlichkeit Ihres Vaters für seine Mündel, Rücksichten auf ihren Gatten, auf die Welt, auf den Hof, die alle doch immer mehr begannen ihr in die Karten zu sehen, bestimmten sie zu einem Entschlusse, worin, wie ich jedoch nicht zweifle, der Plan zu einer in der Zukunft noch vollständigern Rache verborgen lag. — Sie machte Ihren Vater mit den von ihr ausgeschmückten Begebenheiten der Eltern Feliciens bekannt; und indem sie ihm Abscheu für die Verbindung seines Sohnes mit der unseligen Frucht eines solchen Verbrechens einflößte, erweckte sie leise und fein, dem offenbaren Widerspruch zum Trotze, den Gedanken bey ihm, welchen Mitleid für das verlassene Geschöpf, Freundschaft für dessen Oheim, zärtliche Liebe, und die Intrigue der Präsidentin bald zur völligen Reife brachten: selbst seine Mündel zur Frau zu nehmen: ein Schritt, der von einem, der seine Carriere schon wie vollendet betrachtete, nicht so sehr in die Augen fallen

würde, als von einem Jüngling, dem der Vater doch immer gern eine glänzende Laufbahn zu eröffnen wünschte. Die Präsidentin hatte ihm selbst das Alternativ gestellt, entweder ihr das Mädchen ins Geheim zu übergeben und öffentlich verschwinden zu lassen, oder durch eine Heirath mit dem armen Kinde ihre Rache zu entwaffnen. — Der Kunstgriff, Sie mit Ihrem Vater zu entzweien, und Felicien auf immer von Ihnen zu trennen, würde Sie, ihrer Meinung nach, doch zuletzt in ihr Netz bringen."

„Ihr Trachten, nach Montargis zu reisen, ließ die Präsidentin, um so mehr, als Ihr Vater ihr nicht Ihre Unterredung mit ihm verhehlt, den wahren Zweck derselben ahnen, obgleich sie jedoch nicht begreifen konnte, wie Sie zu diesem Geheimniß gekommen waren, allein um sich ein Verdienst bei Ihnen zu erwerben, schien sie dieselbe zu befördern, und that es auch, weil sie, um kein neues Aufsehen in Paris zu erregen, und doch jeden Ihrer Schritte zu vereiteln, indem sie solche

zu befördern schien, durch den Einfluß ihrer Neffen, der Grafen M***, auf die Herzogin von Orleans, welcher die bloße Anzeige einer so vornehmen Familie so gut als ein vor einem Gerichtshofe überwiesenes Verbrechen galt, einen lettre de cachet auswirkte, der Sie, bis alles in Paris zu Stande gebracht, dort im Schloß zurückhalten, und dann nach der Hauptstadt zurückbringen sollte. Ich konnte die Ausführung desselben nicht gut verhindern, und wollte es auch nicht, da ich durch meinen alten Commissair dieser eine für unsern Zweck wohlthätige Richtung geben durfte. Ich folgte indessen mit aufmerksamen, obgleich unbemerkten Blicken jedem fernen Schritt der Präsidentin. — Ihr Vater, der wahrscheinlich nicht von Ihrer Verhaftung unwissend gewesen, und sich selbst überredete, so zu seinem und Ihrem Besten handeln zu müssen, bat noch denselben Tag seinen alten Freund um Feliciens Hand. Diesem, der wegen Feliciens Zukunft und ihres Auftretens in der Welt sehr bekümmert war, konnte nichts gelegner

kommen. Ich beeilte mich, ihn zu mir einzuladen; sein Ausbleiben und schnelle Abreise nach Montargis gab den Verbündeten ein offnes Feld."

Es kostete mir Mühe einen schweren Seufzer zu unterdrücken; die Unruhe meines Vaters am Tage meiner Abreise fiel mir nun wieder lebhaft ein, und sein schwerer innerer Kampf, der mir jetzt deutlich wurde, und mir auch verrieth, wie viel es ihm gekostet, mich zu täuschen, bewegte mich lebhaft. Herr de Sartine fuhr, ohne Acht darauf zu geben, fort: „Die Präsidentin lebte so sehr in der Intrigue, daß es ihr nicht schwer fallen konnte, Gründe aufzufinden, um die schon beschlossene Heirath in der Abwesenheit ihres Gatten vollziehen zu lassen; durch die Hindernisse, die ich ihr in's Geheim in den Weg zu stellen wußte, und die durch Feliciens entschlossene Weigerung hinreichende Stärke gewonnen, wurde dieser Plan zwar vereitelt, aber alle Maaßregeln waren von ihrer Seite so getroffen, daß der Präsident bei seiner Rückkehr die Heirath als schon geschlossen halten mußte, und daß Ihr Vater

in den nächsten Tagen nur durch eine Gewaltthat an Feliciens Willen sie vor einer größern Gewaltthat an ihrem Leben sicher stellen konnte; und er liebte sie wirklich, liebt sie vielleicht noch." —

„Ich hatte dafür gesorgt, daß der Präsident bei seiner Rückkehr, gleich ehe er noch mit jemandem gesprochen, bei mir erscheinen würde. — Er war schon, schrecklich möchte ich sagen, aus seinem langen Traum erwacht. Ich unterrichtete ihn von allem, was er noch nicht wußte. — Nichts von seiner Erbitterung, seiner Wuth. — Es gelang mir, ihm begreiflich zu machen, daß eine voreilige Aeußerung derselben nur einen Aufsehen erregenden Bruch mit seiner Gattin veranlassen würde, der nicht allein geschehene Dinge, die ewig ein Geheimniß bleiben mußten, an den Tag bringen, sondern leicht zu seinem eignen Verderben gereichen konnte, zu einem Zeitpunkt, wo die Neffen seiner Gemahlin und ihre verbündeten Freunde so viel bei dem Könige galten, daß man schon öffentlich von dem nahe bevorste-

henden Falle der Madame du Barry sprach. — Im Stillen mußten wir daher unsre Maaßregeln nehmen, und zwar so, daß die Ausführung derselben ein Aufsehen erregen konnte, wodurch die Präsidentin so wenig wie möglich compromittirt, und die öffentliche Meinung in so fern gewonnen wurde, daß keine öffentliche Gewaltthat sich uns entgegen stellen durfte. — Der Präsident schützte eine Krankheit vor, die ihn bewog, sich selbst mit seiner Gattin in kein Gespräch einzulassen. Er verhehlte ihr indessen nicht, daß seine Schwester gestorben, und ihm Geständnisse von ihr mitgetheilt waren, die ihn tief betroffen hatten. — Die Unruhe der Präsidentin erwachte; — sie drang in Ihren Vater, schnell und heimlich einen entscheidenden Schritt zu thun. — Ich suchte indessen Sie, mein Herr! — ich wiederhole nicht warum, erwähne nicht die Gefühle, die mich dabei leiteten, — fern zu halten. — Die Präsidentin hatte sich schon selbst bei Felicien eingeführt, als — sie gestand es ihr — ihre nächste Verwandte. — Gewalt, Drohungen, Furcht,

in die ihr vorgemalte Schande und Strafe ihrer unglücklichen Eltern hineingezogen zu werden, machten endlich, daß das unschuldige Opfer sich zum Altare schleppen ließ. — Zur Entschuldigung Ihres Vaters mag es gesagt werden, daß sein befangnes Gemüth selbst keinen andern Ausweg sah." —

„An den Stufen des Altars angelangt, traten wir, der Präsident und ich, nebst mehreren Polizeibeamten, ihnen entgegen. — Herr de Mainville erklärte, daß der Wille seiner verstorbenen Schwester, und die Entdeckung — ein Blick auf seine Gattin belehrte sie, von welcher Art diese sey, — die ihm gemacht worden war, seine früher gegebene Beistimmung, der Verbindung des Herrn de Morbiére mit ihrer Tochter, wofür er nun Felicien öffentlich erklärte, aufhöbe, und sie unter seine directe Vormundschaft stellte; bis der ihr von der Mutter bestimmte Bräutigam erschiene, glaubte er, da ihr Verhältniß zu ihrem vorigen Vormund eine Beide drückende Richtung genommen, es am schicklichsten, sie unter die Obhut eines Klo-

stets zu stellen, wohin er sie sogleich begleiten wollte. Uebrigens bediente er sich so freundlicher Ausdrücke gegen den Herrn de Morbiére, daß dieser, obgleich im Innern betroffen, doch äußerlich sich dadurch geehrt fühlen mußte. Ich war indessen zu der Präsidentin getreten, die vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben durch diesen nicht geahneten Vorfall so ganz ihre gewöhnliche Gegenwart des Geistes verloren, daß sie sich schweigend von mir zu ihrem Wagen begleiten ließ. — Ich stieg mit hinein. — Dann erst begann ihr Blick sich wieder zu beleben, und mit dunkeln, glühenden Strahlen zu durchbohren. — „Für ihre Tochter zu erklären — vielleicht sogar für eine Mademoiselle de Lauristel — eine entlaufene Nonne, hat man je etwas Aehnliches, etwas Gottloseres gehört!“ — rief sie — „und Sie, mein Herr!“ —

„Etwas Gottloseres allerdings,“ unterbrach ich sie ruhig — „sobald man auch die schändlichen Intriguen gehört, denen die Unglückliche ihr ganzes Leben hindurch bloßgestellt

gewesen. — Ich will Ihnen noch mehr anvertrauen, Frau Präsidentin! — Ich hege wirklich die Hoffnung, Mademoiselle de Lauristel so nennen zu dürfen, und habe durch einen einfachen Bericht des wahren Herganges der Sache diesen Schritt bei seiner Eminenz, dem Erzbischofe von Paris, schon eingeleitet. — Herr de Lauristel war mein Verwandter, seine Tochter ist meine Niece, und ich vermuthe nicht, daß die Widersacher ihrer Eltern durch irgend eine Entgegenwirkung sich aussetzen werden, über eine Intrigue, deren geheimste Fäden mir nicht entschlüpft sind, zur Rechenschaft gefordert zu werden. — Lange ruhende Stimmen schreien, schmerzlich aufgerüttelt, oft um so lauter. — Mögen die, welche ich meine, nie erweckt werden!" —

„Sie schwieg — allein bei den Grafen M*** wird sie nicht geschwiegen haben; diese waren aber zu sehr mit ihren eigenen Absichten beschäftigt, um sich viel an die Klagen einer schon alternden Verwandtin zu kehren, so lange nicht durch einen entscheidenden Schritt zu ihrer Be-

strafung die Ehre ihrer Familie gefährdet schien. — Diese ist erst später erfolgt. — Eine folgende Unterredung zwischen dem Präsidenten und Ihrem Vater brachte leicht alles ins Gleis wieder; der Erstere sah ein, daß sein Freund von seiner Gattin getäuscht worden, und der Letztere, der sich das Ansehen gab, nur zum Besten eines unschuldigen Wesens und für seinen Freund gehandelt haben zu wollen, konnte bei Feliciens sichtbarem Widerwillen, um jeden Verdacht wegen eigennütziger Absichten von sich abzuwenden, sich nicht weigern, sie seinem Sohne zu geben. — Ihr damals unbegreifliches Verschwinden verschob die Ausführung dieser Verbindung und Ihr unglücklicher Wahn scheint sie unmöglich gemacht zu haben. — In wiefern Spuren von Ihnen mir nicht entgangen sind, gehört nicht hieher — ich habe sie nicht verfolgen wollen, weil Ihr Vater mir durchaus keinen Auftrag in dieser Rücksicht gegeben, und ich glaubte ihn mit mir darüber einig, daß wir Sie neuer Verfolgung von der Seite der Präsidentin nicht bloßstellen dürften, so

lange wir diese nicht auch ganz gefahrlos machen konnten. — Später — doch es ist wohl Zeit, daß wir Friede machen; also nichts mehr in diesem Augenblick von der Vergangenheit, da die Gegenwart uns so dringend zur Thätigkeit auffordert. Was wünschen Sie von mir?"

„Errettung!" — ich stellte ihm meine höchst bedenkliche Lage, Adelens tägliche Gefahr in der Nähe ihrer Brüder vor, die gewiß nicht die Gelegenheit versäumen würden, sie wieder in ihre Gewalt zu bekommen. —

„In diesem Augenblick," gab er mir kopfschüttelnd zur Antwort, „triumphiren ihre Feinde. — Der ehrwürdige Vater L** ist schon aus der Bastille entlassen; die vorige Superiorin von Saint Cyr hat ihre Stelle wieder erhalten; alles, was vorgegangen ist, hat man einer sehr hohen Fürstin als ein unschuldiges Mittel erblicken lassen, um die Madame du Barry, die sie verabscheuet, los zu werden. Man hat sich wohl gehütet, ihr zu erkennen zu geben, daß es eine criminelle Sache sey, schon

beim Chatelet anhängig gemacht wäre, beträfe. Man hat Sie dem neuen Hofe als ein Geschöpf der Madame du Barry und von ihr vorgeschoben, dargestellt, und daß Ihre Bittschrift an den verstorbenen König ein Entwurf der Intrigue und der Rache sey, dessen Verfasser bestraft werden müsse."

„Aber Sie, gnädiger Herr!" wandte ich mit tiefem Unwillen ein, — „Sie kennen die Wahrheit, und können sie dem Könige mittheilen."

„Ich kann nichts mehr," unterbrach mich Herr de Sartine. — „Ich sage Ihnen diesen Morgen, was kein Geheimniß für ganz Paris diesen Abend seyn wird. — Mein Nachfolger ist schon ernannt." —

„Mein Gott!" rief ich erschrocken, doch schnell gefaßt fügte ich hinzu. „Führen Sie mich denn zu ihm."

„Ich kann Ihnen den Rath nicht geben," erwiederte er kopfschüttelnd; „und darf Ihnen nichts mehr sagen." — Er stand einige Augenblicke schweigend in tiefem Nachsinnen ver-

loren. „Doch," sagte er auf einmal entschlossen — „da Sie doch einmal den Muth gehabt, dem verstorbenen König eine Bittschrift zu überreichen, würden Sie wohl auch Muth besitzen, denselben Schritt zu wiederholen? — Wenn Sie in Ihrem Gesuch auf eine geschickte Weise einige Bemerkungen, rücksichtlich der öffentlichen Meinung in Beziehung auf meine Amtsführung, anbrächten, sich auf meine Kunde von der Sache beriefen, wäre es immer möglich, daß der König meine Gedanken darüber hören wollte und ich Gelegenheit fände, ihm die Wahrheit darzustellen. — Die Verhältnisse gestatten nicht, daß ich in irgend eine Sache, und wäre sie auch meine eigne, mich unaufgefordert mische."

Ich verließ ihn, völlig entschlossen, seinen Rath zu befolgen, und begab mich schnell nach Hause. — Wenige Schritte von unsrer Thüre kam der Doctor mir eilig entgegen. — Sein verstörtes Aussehen machte mich betroffen. „Folge mir in einiger Entfernung nach!" flüsterte er im Vorbeigehen — ich gehorchte schwei-

gend. — Nach mehreren Umwegen führte er mich in das Haus meines alten Wirthes, des Gärtners. — Unsere beiderseitige Stimmung machte mich mehr als billig unempfänglich für die sichtbare Freude, womit der schon Verlorengeglaubte aufgenommen wurde. — Ich fand alles, was ich zurückgelassen, in der schönsten Ordnung. Sobald wir allein waren, sagte mein Freund: „Es ist ein Befehl da, Dich zu verhaften; — indessen kam es mir vor, als wäre der, welcher ihn ausführen sollte, recht froh, Dich nicht zu finden. — Wahrscheinlich will man Dich dadurch zum Stillschweigen bringen, und Dich lieber entfliehen sehen, als Dich fest zu halten. — Bleib indessen hier."

„Nein!" ich theilte ihm die Unterredung mit, von der ich so eben kam. — Als er sah, daß ich schon einen festen Entschluß genommen, wandte er nichts dagegen ein.

Indessen setzte ich die nothwendigen Bittschriften, nicht allein die an den König, sondern auch an die Gerichte auf, und traf im Stillen

solche Maaßregeln, die dazu dienen konnten, der Sache eine Oeffentlichkeit zu geben, die, meiner Meinung nach, zu einer Untersuchung führen mußte; kaum damit fertig, begab ich mich, aus Furcht entdeckt zu werden, zu Fuß und bei der Nacht, nach Versailles.

Die gewöhnliche Hofsitte, daß der König die Messe in der Kapelle besuchte, war nicht verändert worden. — Ich bediente mich derselben Mittel, die mir schon einmal gelungen waren, und stellte mich so, daß der König an mir vorbei kommen mußte. — Ich sahe ihn schon nahen, der Augenblick war schon da, wo ich vor ihm nieder zu knieen dachte, als ich plötzlich von einem Polizei-Beamten verhaftet wurde. „Sire!“ rief ich, so laut ich nur konnte, „man verhaftet mich, um zu hindern, daß ich Eure Majestät um Gerechtigkeit anflehe!“ ich hielt meine Bittschrift in die Höhe. Der Beamte entriß sie meinen Händen, und seine untergeordneten Bedienten schleppten mich fort. —

Aufmerksam durch mein Geschrei, und den Lärm, den dieser Auftritt herbei führte, blieb der König stehen. — Ich hörte mehrere Stimmen laut sagen: „Sire! es ist ein Wahnsinniger.“

„Sire!“ rief ich mit der ganzen Kraft der Verzweiflung, „nur einen Augenblick hören Sie mich — ich bin nicht wahnsinnig.“ — Der König entfernte sich immer mehr, und der Lärm rings um ihn verhinderte ihn, meine Worte zu vernehmen. — Ich wurde zuerst zu einem Gefängnisse in Versailles und dieselbe Nacht nach der Bastille gebracht, wo ich au secret eingeschlossen ward.

Noch einmal hatte ich dort das fürchterliche Wort: „in den Thurm der Freiheit“ vernommen, aber diesmal ging es nicht aufwärts, tief unter die Erde wurde ich geführt, in ein feuchtes Loch, wo kaum die Luft, noch weniger aber ein Lichtstrahl eindringen konnte. — Hier verbrachte ich eine lange, lange Zeit, die meine Verzweiflung, meine Wuth noch länger, noch unerträglicher machte, und deren fürchterliche

Oede nur durch den Besuch des Gefangenwärters unterbrochen wurde, der, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine einzige meiner Fragen zu erwiedern, mir ein schlechtes, kaum genießbares Essen mehr zuwarf, als zulangte, indem er mir das fahle Licht seiner Blendlaterne sorgfältig verbarg, die nur höchst selten in einigen von ihm unbewachten Augenblicken mir einen einzelnen Strahl zuführte, der mir wie eine Sonne die Augen blendete. —

So schien denn auch mein Loos das des unglücklichen Lauristel zu werden, und noch schrecklicher, noch verzweiflungsvoller in dem Verhältnisse, wie mein Kerker einem Grabe noch ähnlicher war; — doch belebte mich ein Hoffnungsstrahl, der ihm nicht leuchtete; — ich war nicht vergessen, — ich hatte Freunde, Verwandte, Beschützer, — sollten sie denn nicht vereint solche schändliche Verbrechen besiegen können, — aber vielleicht — gewiß — zu spät! — Ich vermochte die Zeit nicht zu messen, und versank bald in eine dumpfe Gefühllosigkeit, aus der mich nur ein körper-

liches Gefühl, die Abnahme aller meiner Kräfte — als ein freudiger Bote des herannahenden Todes, aufrütteln konnte. — Einst wurde meine Thüre — so wie es mir in meinem halb bewußtlosen Zustande, wo doch alles, was außer dem täglichen Einerlei lag, einen mechanischen Eindruck auf mich machte, dunkel vorkam, zu einer ungewöhnlichen Zeit geöffnet. — Eine Stimme, wahrscheinlich die meines Wärters, rief hart und schneidend: hieher! — ich tappte ihr im Finstern entgegen. — Ein Mann faßte meine Hand, und zog mich gewaltsam mit sich fort. — Einige Schritte voraus erblickte ich den trüben Schein der Laterne, der nicht einmal die dunkeln Umrisse der steinernen Gewölbe zu erhellen vermochte; wie schauerlich dieses Licht auch war, machte es mir doch eine unbeschreibliche Freude — es war, als leuchtete es mir aus einer ewigen Nacht herauf. — Einige hundert Schritte weiter erkannte ich das Licht des Tages, — wie schwach es auch war, meine Augen konnten es dennoch nicht ertragen, ich

mußte sie alle Augenblicke zumachen. So gelangten wir endlich zu einer großen Treppe, die, wie dürftig sie auch von dem Tageslichte beschienen war, mir jedoch vorkam, als schwimme sie in Lichtstrahlen. Ein frischer Luftstrom drohte mir den Athem zu benehmen; ich konnte nicht weiter. — „Die Hand über die Augen und den Fuß in die Höhe!" rief der Führer mir ins Ohr. — So erreichte ich endlich das Ende der Treppe, und wurde in ein Zimmer geführt, wo ein Rechtsgelehrter im schwarzen Mantel mich zu erwarten schien. Er sah mich lange mit einem unheimlichen düstern Blicke an; endlich sagte er langsam und trocken: — „die Grafen M***, denen es offen steht, Sie von den Gerichten verfolgen zu lassen, haben von einer Großmuth geleitet, die Sie nicht verdienen, es erlangt, daß Sie ohne weiteres nach den Inseln geschickt werden; allein ihr gutes Herz will noch mehr für Sie thun, wenn Sie durch aufrichtige Reue und einen förmlichen Wiederruf Ihrer schändlichen Verläumdungen ihren Zorn entwaffnen wollen, sind sie wil-

lens, den König um völlige Gnade für Sie anzuflehen. — Ihr Schicksal liegt nun, wie Sie sehen, in Ihren eignen Händen."

Ich sah sogleich die Falle, die mir gestellt wurde; merkte wohl, daß es den Elenden, denen es gelungen war, die höchste Autorität zu täuschen, nur darum zu thun war, Mittel in die Hände zu bekommen, um ihr die Augen noch einmal zu verblenden, wenn diese ihr im Laufe der Zeit geöffnet werden sollten, und daß dieß von mir verlangte Geständniß mein Schicksal doch nicht um ein Haar verändern würde. —

„Ich hätte lieber gewünscht, mein Herr!" erwiederte ich, „daß man der Gerechtigkeit nicht in den Weg getreten wäre. Ich widerrufe nichts, und bin reisefertig."

Der Rechtsgelehrte verließ ohne eine Wort mehr zu sagen, das Zimmer.

Einige Augenblicke nachher wurde ein Fremder zu mir eingeführt; die Thüre wurde hinter ihm geschlossen; wir waren allein. Er betrachtete mich von oben bis unten; setzte sich,

stand wieder auf, nahete sich mir, ohne etwas zu sagen, und zog sich wieder zurück. — Ich weiß nicht, ob es eine tiefe Ahnung in mir war, oder sein verdächtiges Aeußere, das mir es eingab, alle seine Bewegungen zu beobachten. — Er warf einen Blick auf den Tisch, zog ein Schreibzeug und Feder aus der Tasche, und zeigte schweigend auf das Papier. — Ich nahm es in die Hand, ein Brief fiel aus demselben zu Boden; indem der Fremde ihn aufhob, sagte mir ein einziger Hinblick auf das Papier, welches ich in der Hand hielt, daß es der Entwurf des verlangten Wiederrufes sey. — Der Fremde reichte mir schweigend, wie vorher, den Brief hin; — die Aufschrift war an meinen wahren Namen, aber eine Empfindung des Erschreckens, der Freude durchfuhr meine Brust. Es war unverkennbar Adelens Hand. Ich erbrach ungestüm das Siegel, ich laß:

„Meine Brüder haben die Begnadigung des-
„jenigen, dessen Namen ich nun kenne, um
„ihn ewig zu verehren, erhalten. Sie haben

„mir die Acte gezeigt, ich habe sie gelesen. —
„Seine Freiheit ist in ihren Händen, aber sie
„halten sie in einem Preise, der mir nur hoch
„vorkömmt, weil er uns für immer trennt. —
„Doch, auch diese Trennung werde ich freu-
„dig ertragen, wenn ich ihn nur frei, nur
„glücklich weiß; — er kann, er darf, er
„soll es werden, wenn er, wie ich hoffe,
„meinen Willen verehrt. — Ich bin den
„Handel eingegangen, und werde demgemäß
„mich in dem Kloster des Myramiones ein-
„kleiden lassen, dessen ruhiger Hafen mir
„schon auf Befehl des Erzbischofs geöff-
„net ist.

„Aber jeder Tag, den der Erretter meines
„Lebens im Kerker verbringt, macht mir
„meine Freiheit gehässig, und die Fesseln wün-
„schenswerth, die, indem sie nur weltliche
„Regungen beengen, meiner Seele Ruhe
„und Frieden geben werden. — Kraft mei-
„ner dringenden Bitten bin ich des Noviciats
„enthoben.. — In wenigen Stunden nehme
„ich den Schleier. — Wenn Ihre Augen auf

„diesen Zeilen ruhen, gehört alles, was von „meinem Wesen sichtbar ist, Gott auf im„mer; meine Empfindungen ihm und Ih„nen, — denn sie bestehen nur aus Dankbar„keit gegen Sie und Gott, Gebeten für Ihr „Wohl und Ergebung in seinen Willen.

„Sie haben keine Gründe mehr, das zu „verweigern, was man von Ihnen verlangen „wird. Ich bin todt für die Welt, aber mein „Name, der meiner Vorfahren lebt; möge „nie ein Makel an ihm haften. Ich bin „ruhig und froh, und obgleich das Opfer, „welches ich der Freiheit eines verehrten, „theuren Freundes bringe, weit geringer ist, „als das, welches er dem Leben einer ihm „unbekannten Unglücklichen gebracht, kann „er mir es doch beglückend und beseligend „machen, wenn er aus Liebe zu mir aus Mit„leid mit meiner Ruhe, dahin strebt, glück„lich in der Welt, und in den Verhältnissen „zu werden, denen ich ihn gegen meinen Wil„len entzogen; nur in dieser Hoffnung sagt

„ihm ein freudiges Lebewohl die Gottes-
„braut, die sich zum letztenmale nennt:
Adele de M***."

Wäre ich allein, mir selbst überlassen, in der Einsamkeit des Kerkers gewesen, würde der letzte gesammelte Rest meiner Kräfte in dumpfen Wahnsinn verschwunden seyn; jetzt bemächtigte sich eine augenblickliche tobende Wuth meines ganzen Wesen, in der doch die Gegenwart meines Geistes mich nicht ganz verließ. — Der Fremde, wahrscheinlich durch den Ausdruck meiner wilden Blicke erschrocken, verrieth zu frühzeitig seine eigentliche Absicht. — Er zog schnell einen Dolch hervor, faßte mich an die Brust und rief: „still! — kein Wort; sie ist ja doch schon für Dich verloren; verschmähe nicht thöricht die freie Luft und das Licht der Sonne, die Du ihr und den ihrigen zu verdanken hast; Deine Unterschrift, oder Du bist des Todes!" —

Ich hatte unterdessen den Brief in meinen Busen geschoben, und ohne fast selbst zu wissen

was ich that, mit einer Kraft, die wahrscheinlich nur die wahnsinnige Wuth meiner Seele dem schon erschöpften Körper verlieh, entwaffnete ich ihn viel leichter, als wir es wohl uns beide früher vorgestellt hätten. Auf mein Geschrey traten der Gefangenwärter und Wache herein. Mein Angreifer verwandelte sich sogleich in meinen Ankläger. — „Schurke!" rief ich — „der Gefangenwärter selbst muß für mich zeugen! fraget ihn nur! Bin ich nicht beim Eintritt in diese Mauern durchsucht worden, habe ich diesen Dolch haben können? Seht, die Scheide ragt aus seiner Tasche hervor! Ich rufe Euch alle zu Zeugen auf."

„Aha!" rief der Gefangenwärter; „ist so Ihr Auftrag gewesen! packen Sie sich fort, und schnell, sage ich Ihnen. — Wenn der Herr nicht wäre, der nicht genannt seyn will, sollten Sie mir nicht so entschlüpfen." — Der Fremde war schon fort. Der Gefangenwärter bemächtigte sich des Dolches, und ließ mich mit der Wache in dem Zimmer.

Kurz nachher trat er mit mehreren Soldaten ein; einer von diesen befahl mir zu folgen. Fast gedankenlos, ohne Kraft zusammenhängend zu denken, gehorchte ich. — In dem Hofe stand ein zu allen Seiten dicht verschlossener Wagen; ich wurde in diesen gehoben. Ein Reiter von der Maré chaussée stieg zugleich mit mir ein; zwei andre folgten zu Pferde; wir reisten ab. — Nichts von den zerreißenden Empfindungen, die meine Brust bestürmten. Ich hatte nur einen Sinn, einen Gedanken, den fürchterlichen Brief, der auf meinem Busen brannte, noch einmal zu lesen, aus den schwankenden Zügen meine Hoffnung zu schöpfen, oder den Kelch der Verzweiflung, des Todes ganz zu leeren. — Vergebens; der wachsame Blick meines Begleiters tödtete jeden Versuch noch vor der Geburt; — ich zitterte, daß er meinen letzten Schatz entdecken, und mir entreißen möchte.

Des Abends wurde an einer entlegenen Schenke angehalten, und dort übernachtet. — Einer von meinen Gefährten schlief in dem-

selben kleinen Zimmer, wo ich eingesperrt wurde; die andern vor dem Eingange. — Bei dem ersten Strahle des Morgens, den ich sehnsüchtig erwartete, zog ich, während meine Wache noch in tiefem Schlummer lag, meinen Brief hervor; es war kaum hell genug, die lieben Züge zu erkennen. — Ach! es war kein Betrug, wie ich gehofft; es war ihre Hand. — Nicht meine Freiheit, selbst nicht die siegende Gerechtigkeit konnte sie mehr erretten; Ihr Gelübde war schon längst, ehe ich das Blatt empfangen, dem Datum nach, abgelegt. — Der Schlag war geschehen. Von diesem Augenblicke, mit dieser Ueberzeugung bemächtigte sich eine fürchterliche Ruhe meiner Seele. — Ich war für alles todt, was mich umgab; ich hörte nicht, was um mich, was zu mir gesprochen wurde, — man mußte mich fast zum Essen zwingen, obgleich ich, sobald ich erst merkte, wovon die Rede war, alles that, was man von mir verlangte. Man hätte mir alle Thüren öffnen, mir selbst den Weg zur sichern Flucht zeigen können, ich wäre

nicht fortgelaufen. Alles war mir gleichgültig, — ich war ein lebendiger Automat.

Nach einer Reihe von mehreren Tagen, vielleicht Wochen, kamen wir zu einer Seestadt; — ich weiß in diesem Augenblicke noch nicht ihren Namen, ich habe nie darnach gefragt; — ich begriff zwar, doch ohne daß mein Herz dabey stärker oder schwächer klopfte, daß ich von dort aus mit mehreren Unglücksgefährten vereint nach den Inseln übergeschifft werden sollte; daß ich nicht in ihrer traurigen Reihe den langen Weg bis hieher hatte wandern müssen, geschah gewiß weniger aus Schonung gegen mich, als um jede Aufmerksamkeit von meiner Person und meinen möglichen Reden abzulenken; — ich wurde hier der Polizei der Stadt übergeben; — und zugleich vor den Chef dieser Behörde gebracht; — ich sah ihn, so wie die ganze Umgebung an, ohne zu wissen, was ich vor mir sah. — Erst, als die Wache mich schüttelte, merkte ich, daß Jener mich schon mehrmals gefragt, ob ich Geld hätte?

Ich schüttelte den Kopf; die wenige Barschaft, die ich bei mir geführt, war mir beim Eintritt in die Bastille abgenommen; als ich von da weggebracht wurde, dachte Niemand daran, mir sie wieder auszuliefern, da ich selbst nicht daran dachte. —

„Nun denn," sagte der Chef, wie es schien gerührt, „so mache Dir einen guten Tag! — Du kannst Stärkung brauchen." — Er nahm einige kleine Münzen hervor — wickelte sie in ein Papier, das er von dem Umschlage eines Briefes abriß, und sagte kalt zu den Polizeisoldaten: „führt ihn zu den Andern," indem er mir mit einem leisen Druck das Papier in die Hand legte. — Dieß, das erste Zeichen eines nie mehr erwarteten Mitleids, verfehlte nicht, einen wohlthuenden Eindruck auf mich zu machen; ich warf zum erstenmale, meine Gedanken zusammenfassend, einen selbstbewußten Blick auf den Geber; ich erkannte ihn, es war mein alter Ludwigsritter, der wahrscheinlich hier zum Lohne treuer Dienste einen einträglichen Posten gefunden. Sein kalter, ruhiger Blick,

der mich nicht zu kennen schien; bei dieser, wie hingeworfenen Gabe, würde mich ohne den leisen Druck seiner Hand eben an ihm empört haben; — allein, hätte ich auch seine Gabe zurückweisen wollen, — es war schon zu spät; denn er wandte sich kalt hinweg, und die Wache drängte mich aus der Thüre.

Ein kleines dunkles Gewölbe, schon verpestet von den Ausdünstungen von zwanzig bis dreißig Unglücksgefährten, die sich hier zusammengepackt befanden, empfing mich. — Halb sank, halb warf ich mich sogleich auf ein Bündel frischen Strohes, das der Gefangenwärter zugleich mit mir hereingebracht hatte. — Wahrscheinlich hatte ihn die Wache von der Gabe des Polizei-Chefs unterrichtet. Er blieb vor mir stehen, und sagte mit einer sauren Miene, die sich nur ungern zur Freundlichkeit zwingen ließ: „befiehlt der Herr was?"

Ich begreife noch nicht, wie der Anblick fremden Elends den rühren kann, der unempfindlich für das eigne ist, und doch war es der Fall mit mir. — „Ich nicht!" gab ich zur Antwort,

„aber Erfrischungen meinen Unglücksgefährten!“ — Ich öffnete das Papier, — es enthielt wohl kaum drey oder vier Frankenstücke. — Ich reichte sie ihm alle hin, — mechanisch behielt ich das Papier in der Hand. — Er nickte beifällig und ging. — Es erhob sich ein leises freudiges Murren bei einem Theil der Anwesenden, die sich mir näherten, aber wahrscheinlich betroffen über mein wildes, wie gedankenloses, starres Hinbrüten, sich wieder schweigend zurückzogen. Meine Gedanken hafteten schwach an meinem vormaligen Bekannten, dem letzten von allen, die mir ehedem begegnet waren, der mich noch in einem tiefen Elend hatte sehen sollen und wie es schien, ohne mich zu kennen, oder kennen zu wollen, einen Zehrpfennig hingeworfen hatte; mit einem bittern Lächeln betrachtete ich das Papier; es war augenscheinlich von dem untersten Theile eines Briefes abgerissen; an dem äußersten Ende waren noch einige Silben von dem Geschriebenen mitgefolgt; — ich las sie mechanisch — es stand nur da: „werde krank.“

Der Sinn dieser Worte durchdrang meine Seele — war es Zufall oder Absicht? mir gleichgültig, mir war ja doch nicht zu helfen — ich haßte Frankreich, alles, mich selbst — es war mir sogar lieb, weggeschickt zu werden, neuen Leiden entgegen zu gehen; ich wollte leiden. — Selbst das Gefühl der Schmerzen war den abgestumpften Sinnen willkommen, die kein Gefühl mehr hatten. — Adelens sehnliche Wünsche, ihre Bitten waren vergessen; nur ein verworrener Gedanke war lebendig in mir: ihr Verlust. — Allein war dieser Zustand nicht schon Krankheit? und sonderbar genug — es war als übten die so eben gelesenen Worte mir unbewußt, selbst wider meinen Willen eine unwiderstehliche Gewalt durch die Seele über meinen Körper aus — als gäbe der Gedanke an Krankheit mir auch einmal das Gefühl meiner vorher nicht bemerkten oder beachteten physischen Schwäche. — Ich ward wirklich krank; nachdem ich die Nacht in Fieberträumen zugebracht, konnte ich den nächsten Morgen, als es uns erlaubt

wurde in einem kleinen Hof, von hohen Mauern umringt, frische Luft zu schöpfen, mich nicht von meinem Lager erheben. — Ich hörte meine Unglücksgefährten, die durch meine Gabe den vorigen Abend erquickt worden waren, und in deren Herzen ein menschliches Gefühl noch lebendig war, den Gefangenwärter von meinem Zustande benachrichtigen. Ich hörte ihn eine kalte spöttische Antwort geben.

Indessen muß er doch das ihm Angezeigte gemeldet haben. Ein Arzt trat einige Stunden nachher zu mir ein. — Nachdem er mich betrachtet hatte, erklärte er, daß ich in das Krankenhaus gebracht werden müsse. Es geschah; von diesem Augenblicke hatte ich mehrere Wochen hindurch keine deutliche Vorstellung von allem, was mit mir vorging. Ich befand mich wieder in einer durchaus gleichgültigen Gemüthsstimmung, aber zugleich in einem fast schmerzlosen Zustande. Alles, was mir begegnete, ist mir wie im Traume vorüber gegangen. Meine Blicke sahen eine lange Gallerie voller Betten, barmherzige Schwestern, mit-

unter auch Mönche sich um mich bewegen; nachher war es mir, als würde ich des Nachts im Dunkeln aufgehoben. — Die deutlichste Vorstellung, die mir geblieben ist, war ein sanftes Rütteln, das darauf folgte, als würde ich liegend in einem Bette theils gefahren, theils getragen; meine Besinnung kehrte unter dieser Bewegung immer mehr zurück, obgleich eine äußerliche, körperliche Ermattung mir nicht gestattete, meine Gedanken völlig zu sammeln. — Aber auch diese Vorstellung hörte auf, und meine Besinnung kehrte erst in einem kleinen freundlichen Zimmer wieder — das von einer sanften, kühlen Luft durchweht war; eine milde, freundliche Dämmerung umgab mich, die von keinen Rouleaus herrührte, sondern von freundlichen grünen Blättern, deren leises Rauschen mich in immer friedlichere Träume einwiegten; ein kleiner ernster Mann, in der Kleidung eines Laien-Bruders der Franciscaner, saß vor meinem Bette. — Auf alle meine Fragen erwiederte er immer nur: „Still, Lieber — es ist

noch nicht Zeit! — Erst müssen Sie sich erholen."

Ich betrachtete ihn oft und durchdringend; er kam mir immer bekannter vor, ohne daß ich wußte, wo ich ihn herführen sollte. — Außer ihm, wurden auch mehrere, wie es schien, untergeordnete Bedienten sichtbar. — Man gab mir keine Medicin, wenigstens nur stärkende und excitirende Mittel; meine Mahlzeiten waren frugal aber auserwählt. — Ich befand mich täglich besser. — Mit meiner Herstellung nahm meine Neugierde und Verwunderung zu — allein ich wurde immer auf die Zeit verwiesen.

Endlich wurde mir erlaubt ins Freie zu treten; die dicken Blätter vor meinen Fenstern hatten mich bisher gehindert, etwas anders zu sehen, als daß ich in einem niedrigen Gebäude wohne, das neben einem weitläufigen Garten lag, in dem ich doch nichts deutlich unterscheiden konnte. — Kaum aus der Thüre getreten, befand ich mich auf einer Terrasse, die mir die schönste Aussicht von allen Seiten

darbot. — Ich fühlte, fast gegen meinen Willen darf ich sagen, das innige Wohlbehagen, das ein frischer sonnenwarmer Sommertag dem langsam Wiedergenesenden immer einflößt; dies mächtige Einwirken der Natur, das den halb zerborstenen Thon ihrer Hände wieder erfrischt und belebt. Die Seele war in meinen Augen; wie neu geboren genoß ich des herrlichsten Anblicks, starr gerade vor mich hinblickend, als fürchtete ich durch einen Blick seitwärts von der schwarzen schweigenden Gewitternacht ergriffen zu werden, die zwar ausgeleert, aber noch furchtbar hinter mir lag. — Ich war, so wie es mir schien, aus einer geräumigen, freundlichen Gärtnerwohnung herausgetreten, und seitwärts, nicht weit entfernt, erhob sich ein schönes Schloß, woran eine Menge Leute arbeiteten, um seinen etwas von der Zeit verblichenen äußern Glanz wieder herzustellen. — Ein unübersehlicher Garten verbreitete sich ringsum — ferne Wälder, anmuthige Felsen und ein silberheller Strom begrenzten die Aussicht. „Wo bin ich?" rief ich erstaunt. —

„Auf dem Schlosse Savigny unweit Cerdrons!“ erwiederte mein Gefährte.

„Und wie bin ich hergekommen?“ versetzte ich froh, in der Hoffnung, doch endlich eine befriedigende Antwort zu erhalten. —

„Ihre Geschäfte haben Sie ja hergeführt,“ erwiederte er lächelnd.

„Meine Geschäfte?“

„Ihre schwere Krankheit hat verderbend auf Ihr Gedächtniß gewürkt, lieber Armand,“ — versetzte mein Begleiter, indem er mich mit einem Winck auf mehrere Gartenarbeiter aufmerksam machte, die im Begriff standen, sich mir freundlich glückwünschend zu nähern. „Laßt erst euern Herrn sich völlig erholen!“ rief er ihnen freundlich entgegen. „Er kann noch keine Gemüthsbewegung vertragen.“ — Sie zogen sich sogleich zurück. —

Armand! der Laut dieses Namens durchfuhr wie eine aus tiefer Versunkenheit wieder hervorgerufene liebliche Erinnerung meine Seele. — Ich habe des Namens nicht früher erwähnt, weil es damals von keinem In-

tereſſe für meine Zuhörer war, zu wiſſen, daß einſt Felicie ſich unter dieſem falſchen Namen in dem Hauſe der Madame de Vaſſy aufgehalten, und nun war er auch mir beigelegt; doch kaum war er ausgeſprochen, als die Worte: „euern Herrn," mein Erſtaunen vermehrten.

„Armand? — euern Herrn!" wiederholte ich, meinen Begleiter groß anſehend. —

„Ei, mein Herr!" nahm dieſer lächelnd das Wort. „Haben Sie denn ganz vergeſſen, wie eifrig Sie ſich auf das Studium der Gärtner-Kunſt gelegt haben. Kann es Ihnen denn ſo unerwartet kommen, daß ein Freund, auf den Sie vielleicht nicht mehr gerechnet, Sie an die Eigenthümerin dieſes ſchönen Guts empfohlen hat, die Ihnen mit voller Zuverſicht die Sorge für dieſen Garten aufgetragen, der gewiß ſchon längſt ſich unter Ihrem kunſtreichen Streben verſchönert hätte, wenn Ihre lange Krankheit Sie nicht daran gehindert. — Allein Sie ſind bald hergeſtellt und geſund. — Eine ganze Schaar von Arbeitern ſteht zu Ihrem

Dienste. — Sie werden bald das Versäumte einholen."

„Träume ich denn?" rief ich bestürzt. —

„Sie haben lange und schwer geträumt," sagte er mit Gewicht. — „Nun sind Sie Gottlob erwacht! Setzen wir uns! werfen Sie einen frohen Blick über die kleine neue Welt, welche bald Thätigkeit und alte Liebhaberei zu der Ihrigen machen wird."

„Mein Herr!" gab ich zur Antwort, „eine wohlthätige Täuschung kann sehr nachtheilig wirken, wenn sie zu lange dauert." —

„Keine Täuschung!" unterbrach er mich ernst — „Sie sind hier unter dem Namen Armand als Gärtner angestellt. — Lesen Sie diesen Brief; er ist ohne Aufschrift und ohne Unterschrift wie ich vermuthe, aber Sie werden ihn verstehen. — Erbrechen Sie ihn getrost." —

Er reichte mir ein versiegeltes Blatt hin; ich erbrach es und las folgende mir unbekannte Handschrift, die noch ein andres Blatt umschloß. —

„Derjenige, der Ihnen den Schritt gera-
„then, der die nächste Ursache Ihres Verder-
„bens war, fühlte sich in seinem Gewissen ge-
„drungen, alle seine gelähmten Kräfte aufzu-
„bieten, um eine Unvorsichtigkeit gut zu ma-
„chen, welche der unberechnete Erfolg zu einem
„belastenden Versehen gemacht. Es ist meinen
„geheimen Verbindungen gelungen, Sie einem
„ungerechten Schicksal zu entreißen. Aber nicht
„weiter als bis auf Sie, und weit später als
„ich gehofft, hat sich mein Zauber erstreckt.
„Das Geschehene kann nicht ich, kein Mensch,
„Gott selbst nicht ungeschehen machen. — Aber
„alles Geschehene enthält immer einen Trost
„in sich. — Was nicht zurückkommen kann,
„muß der Mann getrost hinter sich lassen. —
„Weil sie, die Sie verloren, ganz Frau war,
„so vergelten Sie dadurch, daß Sie ganz Mann
„sind. — Das, warum sie Sie ersucht, mache
„ich Ihnen, meinem lieben Schüler! zur Pflicht
„— denn sie ist mir lieb geworden, und ich
„habe Verpflichtungen gegen sie, die nur durch
„Ihr Glück gelöst werden können. — Für

„Sie sollen, müssen eine neue Welt und ein „altes Glück blühen. — Seyen Sie thätig „und discret; das erste macht, daß man selbst „vergißt, das zweite, daß andre vergessen. — „Fragen Sie nicht; vertrauen Sie sich keinem „Fremden an, aber behalten Sie Ihren Glau„ben an mich. Leben Sie wohl, lieber Ar„mand! Seyen Sie thätig in Ihrem Berufe! „Ich werde auch thätig seyn! — wenn Sie „nur die Tugenden eines Mannes: Beharrlich„keit, Muth, Dulden und Schweigen ausüben, „dann wird Ihnen auch nicht die Befriedi„gung entgehen, durch wiedererworbene innere „Ruhe den verlornen Frieden theurer Wesen „hervorgerufen und die Hochachtung eines Man„nes erworben zu haben, der Ihrer immer in „Liebe gedenkt." —

Das einliegende Blatt war das Schreiben Adelens, an das ich noch gar nicht gedacht, und das ich nun freudig auf eine so unerwartete Weise mir aufbewahrt sah. — Aber so wie sein Anblick früher lähmend, tödtend auf mich gewirkt, so gab er mir nun zum ersten-

mal seit langer Zeit Thränen wieder, die freilich schmerzlich, aber von einer lindernden Wehmuth begleitet waren. —

Ich ergriff nach einem langen, tiefen Stillschweigen die Hand meines Begleiters. „Von wem dies Schreiben kömmt, kann mir nicht zweifelhaft seyn," begann ich; „und doch bin ich von Räthseln umringt, die nicht gut thun. — Wer sind Sie? Es ist mir als sollte ich Sie kennen." —

„Wenn Sie mir versprechen," erwiederte er, „daß mein wahrer Name eine feste Brücke seyn soll, die Sie über die Kluft der zwischen liegenden Zeit führen darf, damit Sie sich nicht in dieselbe vertiefen, steht er Ihnen zu Diensten, obgleich auch er in die Wellen der Zeit für immer versunken ist. Erinnern Sie sich des armen Schriftstellers A** nicht mehr?"

„Mein Gott!" rief ich freudig — „Ja! Sie sinds." —

„Still, Freund!" unterbrach er mich — „daß dies der Bruder Simon nicht höre. —

Im Vertrauen gesagt, die Kerkerluft hat eine sehr eindringliche Wirkung auf ein exaltirtes Gemüth; sie kann selbst die festesten Gesinnungen erweichen; und die leidenschaftlichen Schreier sind eben nicht die festesten. — Ich habe widerrufen, freilich nicht in meinem Herzen — denn die Wahrheit bleibt ewig wahr; aber ich habe einsehen gelernt, daß man ohne einen festen Rückhalt, wofür man in keinem Falle die eigenen Schultern halten darf, weit besser thue, einem hie und da in der Stille zu nützen, ohne sich selbst zu schaden, als um der ganzen Welt Heil bringen zu wollen, sich selbst zu schaden, ohne irgend einem zu nützen. — Mein Gefängniß war überhaupt nicht streng — ich hatte schon im voraus der ganzen Welt alles verrathen, und nichts mehr zu sagen, ohne mich selbst zu schelten, und das ist in jedem Kerker erlaubt; so begab es sich, daß ich in der Bastille eine alte Bekanntschaft mit Ihrem alten Ludwigs-Ritter erneuerte, dem es, als er meinen festen Entschluß vernahm, mich einem Kloster anzuschließen, auch gelang, mein Ge-

fängniß mit einem andern vertauschen zu lassen, wo man freilich dem Geiste unsichtbare Ketten anlegt, allein da dieser auch unsichtbar ist, so bedient er sich dieser Eigenschaft, um sich ins Geheim seine Freiheit um so besser zu erhalten. — So trieb mich mein Beruf in das Hospital, wohin Ihr Ludwigs-Ritter Sie bringen ließ; ich sah einen unglücklichen Deportirten dort sterben — und trug Sorge für den armen Gärtner Armand, der in einem andern Flügel des Gebäudes schwer krank darnieder lag. — Nur ein Blatt Papier, sein einziges geistiges Eigenthum, hatte ich von dem Busen des Todten heimlich weggenommen und legte es wie einen Talismann, der Kraft zum Dulden und Beharren einflößt, auf die Brust des kranken Gärtners. — Aber noch ehe es seine Kraft bewährte, besuchte ein unbekannter Reisender das Spital. Ich wußte, daß er ein Magier sey, und ließ ihn das Blatt sehn. Er schloß es in einen Amulet, den er mit eigner Hand voll Charaktere schrieb, und gab mir es in Verwahrung, in der Hoffnung, wie er

meinte, daß wenn meine Sorgfalt um den Leib des Kranken gediehen wäre, sein Zauber bei dem Geist des Genesenden meine Stelle vertreten würde. — Es ist nun geschehen; ich habe Sie hieher gebracht, und Erlaubniß erhalten, bei Ihnen zu verweilen, bis Ihre Herstellung so weit gelungen wäre, daß Sie sich selbst und Ihre Verhältnisse wieder erkennten. Lassen Sie mich nun auch die Freude haben, zu sehen, daß Sie in froher Thätigkeit sich bestreben, den Zauber des Magiers auf sich wirken zu lassen, daß ich mit frohen Erwartungen für Ihre Zukunft bald von Ihnen scheiden kann." —

Ich umarmte gerührt meinen Begleiter, ohne zu wissen, oder selbst wissen zu wollen, ob ich einen Freund oder nur einen treuen Anhänger des Herrn de Sartine, und seiner Freunde ans Herz schloß. — Was mir einmal gelungen war, mußte mir auch zum zweitenmal gelingen, sobald ich nur dahin gekommen war, daß meine Seele ihr Gleichgewicht wieder erhalten; die körperliche Schwäche hatte mir

wieder dazu geholfen. — Ich genas täglich immer mehr, machte mich mit meinem neuen Wirkungskreis bekannt, sah mich selbst Herr und Meister eines großen wohlgebauten Gartens, wo indeß viel zu thun übrig war, und wo ich mich der aus Liebe erwählten Kunst ganz hingeben konnte. — Es ist unglaublich wie Thätigkeit die Seele stärkt, das Herz erfrischt Gram und Kummer beschwichtigt. — Ich befolgte genau die mir gegebene Vorschrift; mein treuer Krankenwärter schied, ohne daß ich ihm eine Frage mehr vorgelegt habe; die Wunden meiner Seele hatten mich nachgiebiger gemacht, und meinem äußern Wesen einen Theilnahme erregenden Anflug gegeben, der mir bald die Freundschaft der Bewohner des Gutes und die Liebe meiner Untergebenen erwarb. — Die kleinen Beamten, die sich hier vereint befanden, wußten übrigens von ihrer gegenwärtigen Herrschaft gar nichts. — Das Gut war durch mehrere Hände gegangen, und erst vor kurzem in die einer jungen Erbin gekommen, die den Namen des Schlosses trug. — Sie

war nie dort gewesen — Niemand von den Bewohnern hatte sie gesehen. Auch wagte ich nicht viel zu fragen; ich konnte leicht selbst zu viel befragt werden. —

Ueberhaupt war das Wohlwollen, das ich mir erworben, mehr passiv als activ. — Meine innern Wunden waren noch nicht vernarbt; eine stille Schwermuth umflorte noch meinen Geist; ich war thätig, aber ich lebte nur in meinem Studium — die Einsamkeit war mir werth und lieb, in der ich meinen stillen Träumen nachhängen konnte und meine Umgebungen ehrten und scheueten mein düsteres Schweigen. — So wie ich mir Adele in ihrer stillen Abgeschiedenheit dachte, immer meiner gedenkend, so gedachte ich in jeder selten unbeschäftigten Stunde mit schwärmerischer Hingebung auch ihrer. — Meine Familie war für mich wie todt, öfters kehrten mit einem stillen Seufzer meine Gedanken an Felicien zurück; ich sah sie leidend und unglücklich, treuer als ich ihr gewesen und ich wandte meinen thränenvollen Blick von dem bleichen abgehärmten Bilde ab,

das, noch immer lebendig in meiner Seele, mein Freund mir von ihr dargestellt hatte. — Ich fühlte mich noch stets an Adelen vermählt, von Felicien für immer geschieden.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen; — ich hatte nichts von meinen Freunden gehört; ich war ans Dulden, an getäuschte Erwartungen gewöhnt worden. Der Lenz war in voller Pracht zurückgekehrt, die Sonne begann ihn in Sommer zu verwandeln. — Da verbreitete sich auf einmal das Gerücht, die Eigenthümerin wollte hier einige Monate zubringen. Es war mir ziemlich gleichgültig, ich verschloß mich nur mehr in mich selbst. — Sie kam auch wirklich, nur von zwei Frauen und wenigen Bedienten begleitet, so plötzlich und unerwartet, daß die kleinen Festlichkeiten, die der Castellan anzuordnen dachte, gänzlich verloren gingen. — Zum Glück war mein Garten noch nicht geplündert worden. — Den folgenden Tag, nach ihrer Ankunft, sollten alle Hausofficianten der Dame vorgestellt werden. Sie befand sich aber nicht wohl, und ließ sich

diese Vorstellung verbitten, mit der Hinzufügung, daß sie lieber nach und nach die Bekanntschaft ihrer Leute bey ihren Geschäften machen wollte.

Sie besuchte indessen den Garten sehr häufig; ging mir oft vorbei, wenn ich in den Treibhäusern beschäftigt war, doch ohne mich anzureden, ohne einmal stille zu stehen, wofür ich ihr in meinem Herzen Dank wußte; denn ihre Erscheinung brachte das Blut in meinen Adern zum Stocken. Es war ganz Adelens große, schlanke Gestalt — ihr Gesicht hatte ich freilich nicht ganz gesehen; es war immer wenigstens halb mit einem Schleier bedeckt, durch welchen jedoch eine so blühende Farbe leuchtete, daß diese allein mich hätte enttäuschen müssen, wenn auch eine Täuschung hätte Statt finden können. Auch sie schien mir aus dem Wege zu gehen, so wie auch mehreren kleinern Beamten des Schlosses, wodurch bald das Gerücht sich verbreitete, daß die Besitzerin zwar eine herzensgute Dame sey, aber zugleich entweder sehr stolz oder menschenscheu, und

wie man, vielleicht von einigen Aeußerungen ihrer Frauen verleitet, hinzufügte, von einem geheimen Kummer niedergebeugt; — ein wunderliebliches, kaum zwei Jahr altes Kind, welches sammt dessen Amme sie mitgebracht hatte, schien diese Meinung zu bestärken, und selbst auf eine unglückliche Liebe zu deuten. Ein Geheimniß war dabei offenbar im Spiele. Man wußte nicht, ob dieses Kind ihr eignes, nicht einmal, ob sie selbst verheirathet sey. Ihre Kammerfrau, die einzige von ihren Leuten, die länger in ihren Diensten gewesen, und die Amme, welche man doch nicht geradezu ausfragen durfte, lachten bei allen versteckten Anspielungen, aber nahmen jedes voreilig ausgesprochene Wort sehr übel, welches nur auf ein Verhältniß, das sie nicht übereinstimmend mit der ihrer Herrschaft schuldigen Verehrung fanden, deutete. — Indessen wurde das Kind doch allgemein für ihren Adoptiv Sohn gehalten; und unter den wenigen Worten, die es zu der Zeit hervorlallen konnte, bemerkte man deutlich den Aus-

druck Mama! den sie ihm selbst angewöhnt hatte. — Auch war es wirklich, als wenn sie nur für das Kind lebte; — im Freien wenigstens war es immer in ihrer Nähe, und sie hatte bis jetzt alle Bekanntschaft mit ihren Nachbarn abgelehnt.

Die Gebieterin hatte mich indessen bemerkt, und wie die Frauen mich versicherten, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken, von meinen Leistungen, meinem Geschmack und meinem Streben gesprochen. — Mit jenen war ich eben durch das Kind in immer nähere Verbindung gekommen.

Die Amme und noch mehr die Kammerfrau erschien gern in den Morgenstunden, ehe die Frau vom Hause sichtbar war, unten im Garten, mit dem Kinde. — Mein Gewächshaus, wo ich gern des Morgens beschäftigt war, und die tausend bunten Blumen, die um dieses prangten, lockten die Frauen herbei, die, so wie auch das Kind, sich an den glänzenden Farben und den balsamischen Düften ergötzten, — ich reichte dem Kinde einen schö-

nen Strauß, und so war die Bekanntschaft eingeleitet. — Der, dem alle Hoffnungen seines jugendlichen Lebens auf immer abgeschnitten sind, hängt sich schneller als andere Glücklichere mit zärtlicher Neigung an ein zartes Wesen, das noch nicht alle die reizenden lockenden Hoffnungen kennt, die es mit kaum entfalteten glänzenden Flügeln umspielen und es auch einmal täuschen sollen. Es ist ihm, als rette er noch etwas vom Leben in seine Abgeschlossenheit herüber, als blühe ihm noch ein Heil in der neuen Hoffnung, ein liebenswürdiges Geschöpf zu bewachen, und zu lieben, damit es glücklicher als er werden kann. In dessen Anblick glaubt er erst der Vergangenheit ledig zu seyn, und sieht eine neue Zukunft sich eröffnen. — So ging es mir mit dem schönen Knaben, der sich auch wunderschnell an mich gewöhnte, — und wenn er nur eine Minute länger, als gewöhnlich, des Morgens ausblieb, war es mir gar nicht recht. — Die Kammerfrau merkte es und

lächelte; ich glaubte, daß ich mich deshalb entschuldigen müßte.

„Ach! es ist ja sehr natürlich, daß Sie ihn lieben," entgegnete sie; — „er sieht Ihnen ja so sehr ähnlich, als wenn Sie sein leibhafter Vater wären; und die Augen! — scheint es nicht, als seyen Sie aus den Ihrigen herausgeschnitten. — Sehen Sie ihn nur einmal recht an! — komm Augustchen!"

Augustchen! — ich hatte seinen Namen wohl hundertmal vorher gehört, ohne daß es mir beigefallen war, daß ich eben so heiße, und doch war es jetzt, als wenn dieser Umstand, mit der mir vorgemalten Aehnlichkeit verbunden, an die ich auch früher nie gedacht, ihn noch fester an mich zog. In diesem Augenblicke war es mir erst recht klar und deutlich, daß ohne die Verfolgung mächtiger Ungeheuer auch mir wohl schon ein so süßes Eigenthum beschieden gewesen, und ich drückte den Knaben fest, gewaltsam an mein Herz. — Es war, als könnte ich ihn nicht mehr loslassen.

„Wie nennst du den guten Mann, August?“ fragte die Kammerfrau schmeichelnd.

„Papa!“ sagte der Junge, und schlang seine Arme liebkosend um meinen Hals! —

„Wie!“ rief ich bestürzt und dabei sonderbar gerührt. — „Was haben Sie da dem süßen Jungen gelehrt? — Ich sein Vater? ach, du armer Kleiner! wenn dieß die gnädige Frau hörte.“ —

„Sie hat ihm das Wort selbst gelehrt!“ versetzte die Kammerfrau lächelnd. — „Wir haben ihr erzählt, wie lieb Sie ihn haben, und das hat sie gerührt, gefreut — so soll er ihn auch Papa nennen, sagte sie — er hat ja keinen andern, der ihn so lieb hat — die schönsten Gefühle der menschlichen Natur darf man nicht zurückscheuchen, so sagte sie — gegen Liebe kann man nicht dankbar genug seyn — sagte sie, und sie nie früh genug erwerben!“

„Die gute Frau!“ — rief ich entzückt. — „bist Du gern bei mir, August?“ —

„Bei Dir und Mama!“ — Ich weiß nicht recht klar, ob er das auch sprach, aber ich verstand

ihn so, er nannte wenigstens das Wort Mama! — aber die zwei süßen, so ähnlich klingenden Wörter, die er deutlich ausgesprochen, hatten in demselben Augenblicke ein unsichtbares Band gewebt, das wenigstens meine Theilnahme ganz gegen die fremde Frau hinwandte, und doch, obgleich ich sie öfters vorbeigehen sah, obgleich sie mich öfters freundlich grüßte, war es, als wenn sie geflißentlich einem Gespräch mit mir entgehen wollte; oft, während meiner Beschäftigungen, wurde ich diesen entrissen durch die überaschende Entdeckung, daß sie sich in meiner Nähe befand, aber sie zog sich so arglos zurück, daß ich mir ordentlich Mühe geben mußte, um etwas sonderbares darin zu finden. —

Eines Morgens, als ich mit dem Knaben tändelte — der mich bald nicht anders, als Papa nannte, zu großer Verwunderung der übrigen Leute im Schlosse, denen es freilich auffallen mußte — und auf dem Arm ihn tragend, ihm einige recht bunte Blumen hinhielt, sah er auf einmal über meine Schul-

ter zurück, ließ die ergriffenen Blumen fallen, und rief Mama! — Ich wandte mich schnell um; die Besitzerin stand, wie gewöhnlich, halb vom Hut und Flor beschleiert, einige Schritte entfernt. — Ich ließ den Knaben schnell hinunter, und stammelte wirklich etwas verlegen eine Art von Entschuldigung hervor, worin von meiner Dreistigkeit und ihrer Güte die Rede war. — Sie trat schüchtern einen Schritt näher, und indem sie mit der einen Hand den Knaben an sich zog, reichte sie mir mit einem freundlichen Lächeln die andre. — Ich vergaß, daß ich Gärtner war, und wagte sie ziemlich ungestüm zu küssen; — sie ließ sie mir, aber ich fühlte sie in der meinigen zittern, bis ich, meiner Lage gedenkend, sie fahren ließ; es war, als wollte sie etwas sagen, aber die Worte verschmolzen auf ihrer Zunge in ein hörbares Schluchzen. — Sie erhob schnell den Knaben in ihre Arme, drückte ihn an ihre Brust, an ihre Lippen, und eilte schnell hinweg, — die Kammerfrau folgte langsam nach.

Ich stand verwundert, überrascht; ich läugne nicht, fast gegen meinen Willen schien mir dieser Auftritt auf ein Geheimniß, eine geheime Liebe zu deuten, auf die Aehnlichkeit selbst — die ich in Beziehung der Aeußerungen ihrer Frauen vielleicht mit einem verlornen Freunde habe; — nur die durchschimmernde blühende Farbe ihres Gesichts schien ihren muthmaßlichen Kummer zu widerlegen.

Der Knabe kam den folgenden Morgen wieder, aber sie sah ich nicht in meiner Nähe. — Die Kammerfrau erwähnte mit keiner Sylbe des Auftritts, wovon sie Zeuge gewesen. —

Eben in diesen Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß die Gebieterin täglich Verwandte und Freunde aus Paris erwarte. — Sie sey, erzählten die Officianten vom Schlosse, nach den empfangenen Briefen lebendiger und gesprächiger, als früher, geworden; — die Zimmer, welche sie früher kaum besehen, hatte sie nun selbst eingetheilt und arrangirt, und mehrere beliebige Veränderungen wurden mit der größ-

ten Schnelligkeit und Thätigkeit betrieben. — Endlich erfuhr ich eines Abends, daß die Fremden angekommen seyen. — Ein sonderbar gemischtes Gefühl von Neugierde und Scheu, Hoffnung und Furcht ergriff mich; ich empfand zum erstenmal recht deutlich, daß ich mehr zufrieden mit meiner jetzigen Lage war, als ich selbst gedacht hätte; ich zitterte vor jeder Aenderung darin; — ich mochte nicht entdeckt, nicht von den Meinigen wieder als lebend erkannt werden; ich freute mich, daß ich überhaupt von so wenigen gekannt war, und doch glaubte ich es den Vorschriften dessen, in welchem ich täglich mehr einen klugen väterlichen Wohlthäter erkannte, schuldig zu seyn, allen aus dem Wege zu gehen, indem ich nicht ein Zeichen von ihm erkannte; denn eine leise Ahnung regte sich in meinem Herzen, daß er in mehr oder weniger Berührung mit der Eigenthümerin dieses Schlosses stehe, die vielleicht selbst — der letzte Auftritt hatte die Vermuthung in mir erregt, — mit meinem Geschick nicht ganz unbekannt sey.

Ich beschloß daher, mich so verborgen, wie möglich, in meinem Bezirk zu halten. —

Allein schon der folgende Morgen vereitelte meinen Entschluß. — Ich hatte mich eben sehr früh, nach der Rechnung der Pariser, aus meinem Gewächshause herausgewagt; als ich in einem dunklen Berceau, der gerade zu mir heraufführte, einen jungen, schwarzgekleideten Mann gewahr wurde, der sich langsam nahete, mit einem Kinde auf dem Arm; ich wollte mich entfernen; der Anblick des Kindes hielt mich fest; — ich konnte nicht zweifeln, es war August; wie war der theure Knabe so früh und ohne Geleit der Frauen in die Arme eines Fremden gekommen? — Der Junge schlief; er trug ihn behutsam, betrachtete ihn, wie es schien, zärtlich. — Mein Gott! sollte ich mich in den Aeußerungen der Frauen getäuscht haben? sollte er vielleicht der wirkliche Vater seyn? war ich schon um meine Freude, um meine Hoffnungen der Zukunft betrogen? — Mein Fuß war wie

an den Boden gewurzelt; — mein Auge haftete scheu und doch starr an dem Fremden.

Meine Verwunderung stieg; denn ich glaubte ein bekanntes Gesicht zu erkennen; mein Herz klopfte immer stärker. Da erhob der Fremde langsam sein Auge von dem Kinde; es eilte suchend umher, doch bald hatte es mich getroffen; er verdoppelte seine Schritte. Allein mein Zweifel war verschwunden: es war Aubry, mein erster, mein vertrauter Freund; ich stürzte ihm entgegen.

Wenige Schritte von ihm war es, als ob das schlafende Kind beruhigend zwischen uns trete, und alle stürmischen Ausbrüche verhinderte. Ich blieb plötzlich stehen, reichte ihm schweigend, aber mit fragenden erstaunten Blicken die Hand. — Er ergriff sie freudig und lächelnd. — Allein, ich weiß nicht warum, sein schwarzes Kleid, die breiten Säume seiner Wäsche, fielen mir unangenehm auf. „Endlich!" rief ich gepreßt, „und was bringst Du mir?"

„Viel!" erwiederte er ernst, „und auch Gutes; denn was Gott thut, ist ja gut!"

„Wenn Du mich mit einem Gemeinplatze begrüßest, hast Du mir schon viel Böses gesagt!“ versetzte ich schnell, — „doch darum bist Du mir nicht minder willkommen. — Aber sprich alles aus, was macht Adele? berichte mir alle ihre Leiden.“ —

„Sie leidet nicht mehr,“ sagte Aubry.

„Sie ist todt!“ rief ich erblassend; — „während ich von ihrem Leben träumte, während mein Leben an diesem Gedanken sich immer weiter fortspann! und o Gott, ich lebe noch!“ —

„Und sie in ihrem Vermächtniß! — in diesem schönen Knaben,“ fuhr er ruhig fort „der das Gepräge ihrer Liebe, ihrer Seele, aller ihrer Gedanken, in Deinen unverkennbaren Zügen trägt, den Dein Herz schon erkannt, und der Dich, obgleich schweigend, zu einem neuen schönern Beruf des Lebens und der Liebe mit unwiderstehlicher Stimme ruft.“ —

Ich stand wie versteinert, mit zurückgehaltenem Athem, mit vor Angst, Freude, Schmerz und Erwartung fast brechendem Herzen, — kaum konnte ich ein „Wie“ hervorstammeln.

Da erwachte der Knabe; er schien bei dem Anblick des Fremden zu erschrecken, in demselben Augenblicke aber fiel sein Blick auf mich; er streckte eifrig die kleinen Arme nach mir aus, lächelte und rief „Papa.“ Jetzt erst durchströmte mich ganz die Zauberkraft dieses Wortes.

„Nun, Du Ungläubiger!“ sagte Aubry, indem er mir ihn in die Arme legte — „kannst Du an diesen zwei funkelnden, unverkennbaren Zeugen zweifeln?“

Ich drückte ihn stumm an mein Herz, das ihn mit allen unsichtbaren Fasern seiner Kräfte umfaßte; meine Thränen thaueten innerlich wohlthuend auf ihn nieder.

Meine klugen Freunde hatten sehr richtig gerechnet; der gewaltsame Eindruck, den die Nachricht von Adelens gänzlichem Verlust, an den ich früher, trotz meiner Vernunft, nicht recht glauben wollte, auf mich machen mußte, konnte nicht heilsamer abgeleitet werden, als durch das mir unbekannte Eigenthum, den Antheil ihres eignen Wesens, der mir geblie-

ben war, und jeden Schmerz in mildernde Wehmuth auflößte. — Und doch drängte sich mit dieser theuren Gewißheit eine Reihe von Schreckenbildern vor meine Seele. Adele war ja nicht mit mir getraut gewesen, war Nonne geworden, und als Mutter der Gewalt und den Verfolgungen ihrer mächtigen Feinde so ganz hingegeben. — Wie viel mußte sie gelitten, geduldet haben. — Ich verhehlte dem Freunde meine ängstlichen Vermuthungen nicht.

„Nein!" sagte er, „aber um Dir begreiflich zu machen, wie die größten Gefahren und Leiden, die sie bedroheten, so unschädlich über ihr Haupt wegziehen und so beruhigend und seegensreich für euch Beide werden konnten, muß ich Dich mit dem Engel bekannt machen, dem Ihr Beide dies Heil zu verdanken habt. — Die Gebieterin dieses Schlosses" —

„Wie?" rief ich erstaunt — „sie kennt mich, sie ist von Allem unterrichtet — Wer ist sie?" —

„Adele hat ihren sanften Geist in ihren Armen ausgehaucht — Sie allein hat ihre Liebe und Verehrung mit Dir getheilt — Sie hat Dir

noch die letzten Abschiedszeilen unsrer entschlafnen Freundin mitzutheilen." —

„Mir?" rief ich heftig — „zu ihr hin — zu ihren Füßen. — Wie kann ich — wie können meine schwachen Worte ihr danken." —

„Still, mein Freund!" versetzte Aubry lächelnd. — „Wisse denn erst alles, was Du ihr zu danken hast. — Ruhig! bist Du gefaßt zu hören? ich bin es zu erzählen — so gefaßt, daß ich sogar früher den Bericht schriftlich aufgesetzt habe — und es kommt auf Dich an, ob Du ihn lieber selbst lesen willst, oder ob ich Dir ihn vorlesen soll. — Aber — hier können wir sehr zur Unzeit gestört werden." —

Ich zog ihn in mein Haus; nie hatte ich mich so heimisch darin gefunden als jetzt, da der geliebte, so plötzlich gewonnene Schatz Antheil daran nahm — da ich meinen Freund darin bewirthen konnte. — Ich strebte selbst meiner Ungeduld Grenzen zu setzen, indem ich vorher ein kleines Frühstück bereiten ließ, und den vielleicht ein wenig übersättigten Knaben

wieder zum Schlafen brachte. Endlich als mein Freund meine gemäßigtere Stimmung bemerkte, zog er ein kleines Heft hervor, und las, so daß ich nicht in das Heft sehen konnte, und wie es mir schien, nicht ohne im Lesen viele Kleinigkeiten zu ändern, folgendes:

Brauche ich den Schrecken, die ängstliche Bekümmerniß zu erzählen, die meine Brust bestürmten, als mein Freund, nach seiner unglücklichen Reise nach Versailles, gar nicht mehr erschien. Bald gab doch die Nachricht, daß ein Wahnsinniger in dem Augenblick, als er sich dem Könige nahen wollte, ergriffen worden, mir eine traurige Vermuthung, die nur zu bald zur Gewißheit wurde, da sein Vater voll Verzweiflung und wahrer Reue, möchte ich sagen, denn von jenem Augenblick an bis auf den gegenwärtigen sprechen seine Gesinnungen nur väterliche Liebe und Güte aus — mir berichtete, daß der Sohn in die Bastille au secret gesetzt worden sey.

Ich eilte sogleich zu Herrn de Sartine. — Er wollte anfangs von nichts wissen, als er sich indessen auf meinen Namen besann, der ihm aus den Mittheilungen meines Freundes bekannt seyn mußte, gestand er mir, daß er mit den geheimen Intriguen seiner Feinde nicht unbekannt sey, daß er selbst, obgleich nicht mehr in Activität, doch noch immer in Verbindungen stände, wodurch er zu seinem Privatgebrauch noch scharfe Augen behalten, und daß ihm ein geheimer Leitfaden nicht ganz aus den Händen geschlüpft wäre; das äußerte er freilich nicht in Worten; indessen verstand ich ihn so; er bat mich, ihm zu vertrauen, ruhig zu seyn, und besonders die leidige Discretion, die ich in dieser klaren Sache gar nicht an rechter Stelle finden konnte, genau zu beobachten; — nur in diesem Falle könne er mir für das Leben und die Freiheit meines Freundes bürgen; auch empfahl er mir, ihn gar nicht mehr zu besuchen. —

Indessen verstrich eine sehr lange, lange Zeit; ich erfuhr nichts. — Eines Morgens

wurde ich in ein mir fremdes Haus hinberufen. — Statt eines Kranken fand ich eine junge Dame, die mit schönem offnen Vertrauen, und mit unverkennbaren Zeichen sich mir als die Freundin und Vertraute Adelens zu erkennen gab. Ich betrachtete sie mit Verwunderung. — Sie war schön, aber sehr bleich, so bleich, daß es mir einfiel, ob ich nicht einmal früher eine ähnliche Blässe gesehen hätte und wo. — Es war die Demoiselle de Savigny, die Eigenthümerin dieses Guts.

„Ich bin," erzählte sie, „in dem Kloster des Myramiones erzogen. — Sehr unglückliche Familienverhältniße, die meine Lage in der Welt unsicher und bedrohlich machten, zwangen mich aufs neue eine Zuflucht als Kostgängerin für eine unbestimmte Zeit dort zu suchen."

„Nachdem ich mich hier mehrere Monate aufgehalten, wurde die Mademoiselle de M*** zu uns gebracht. — Der König hatte den Erzbischof von Paris beordert, ein Kloster

für sie zu erwählen, und über ihre Sicherheit zu wachen. — Dieser hatte das unsrige gewählt. — Der Anblick des sehr schönen aber ganz verschüchterten Mädchens, dessen Namen ich nie früher gehört, der aber in dem Augenblick, da er genannt wurde, die sonderbarsten, selbst entehrendsten Gerüchte rings um mich zu erwecken schien, machte einen tiefen Eindruck auf mich, an dessen Herzen auch ein geheimer Wurm nagte. — Indessen machten viele heimliche, sich widersprechende, theils schreckliche, theils lächerliche Verläumdungen sie zu einem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ihre sichtbare Demuth, ihr stilles in sich ganz verschlossenes Wesen, die beide nach der verschiedenen Denkungsart der Umgebung höchst verschieden ausgelegt wurden, zogen mich unwiderstehlich an sie. — Allein sie schien jedes Vertrauen abzulehnen und zu fürchten; und wenn meine Augen vor Wehmuth überströmten, stand sie vor mir starr und kalt wie Eis, mit immer niedergeschlagenen Blicken, ohne meine Rührung zu bemer-

ken. Die Wenigen, die vielleicht so wie ich dachten, verloren bald die Geduld, und überließen sie der Einsamkeit, worin sie sich nur zu gefallen schien. — Ich folgte wirklich auch dem Beispiel der Uebrigen."

„Sie war bis hieher von allen Besuchen verschont geblieben, selbst der Erzbischof, dem vielleicht auch unvortheilhafte Gerüchte vor die Ohren gekommen waren, hatte sie nicht gesehen, sondern sich darauf beschränkt, täglich von der Priorin von ihrem Befinden Nachricht zu erhalten. — Da starb der König. — Kurz nach seinem Tode erschienen ihre Brüder, die Grafen M***, in dem Sprachzimmer, und forderten fast ungestüm, daß sie ihnen ausgeliefert würde. — Diese Nachricht, die ihr die Priorin selbst in meiner und mehrerer Gegenwart überbrachte, erschütterte sie heftig; sie sank der Priorin zu Füßen, und flehte sie mit einem so rührenden Ausdruck, der sogleich ihr mein Herz wieder gewann, an, sie nie aus dem Kloster zu lassen, sie immer um sich zu dulden, daß kein Auge als ihr eig-

nes, das das Weinen verlernt hatte, trocken dabei blieb. — Die Priorin ließ sagen, daß sie ohne bestimmten Befehl des Erzbischofs sich nicht von ihr trennen dürfe, und ließ ihn sogleich von dem Vorgefallenen unterrichten. — Er kam selbst in das Kloster, und hatte eine lange geheime Unterredung mit Adelen; sie schien milder und beruhigter als je, da er sie wieder verlassen. — Die Brüder kehrten nie wieder; der Erzbischof um so öfter. — Auf einmal hieß es im Kloster, daß die Mademoiselle de M*** plötzlich ohne Noviziat, ohne weitere Vorbereitung eingekleidet werden solle. — Gesprächiger, zugänglicher als je, obgleich eine innere Unruhe immer dabei sichtbar war, schien sie selbst die Stunde ihrer Einkleidung nicht abwarten zu können, und beschleunigte diese heilige Handlung mit einer Eile und einem Ungestüm, die mir wenigstens nicht verborgen blieben." —

„Ich glaubte von den Bewegungen meines eignen halbgebrochenen Herzens auf ähnliche Gefühle in dem Ihrigen schließen zu können.

— Selbst aber mitten in meinem größten Kummer war es mir nie eingefallen den Schleier nehmen zu wollen. Fürchterliche Beispiele, die mir sehr nahe lagen, hatten mich davon abgeschreckt; — und sie war mir durch einen unaussprechlichen Ausdruck in ihren Zügen, durch — ich weiß selbst nicht was, werth und theuer geworden. — Ich hielt es für meine Pflicht, sie vor der Gegenwart zu warnen, indem ich ihr die fürchterliche Zukunft zeigte, die sie sich selbst, unwissend vielleicht, bereitete. Mein Feuer, meine Angst, meine unverkennbare Theilnahme bewegte sie; — ich sah zum erstenmal Thränen in ihren Augen. — Ich fuhr immer eindringlicher fort; die Beispiele, welche ich ihr von den eignen Eltern, die ich nie, deren Unglück ich nur gekannt hatte, und denen auch ein übereiltes Klostergelübde zum Verderben wurde, machte einen fast gewaltsamen Eindruck auf sie." —

„Wie? was ist das?" unterbrach ich, von einer sonderbaren Ahnung berührt, den Freund.

— „Wenn Du nicht den Namen Savigny genannt, wenn die Gestalt nicht so verschieden wäre, könnte ich beinahe glauben — Gott im Himmel! auch das trifft zu — Felicie ist ja in dem Kloster des Myramiones erzogen.“

„Felicie!“ wiederholte er. — „Ja! recht! Felicie Lauristel de Savigny!“

Ich sprang heftig auf, ohne ein Wort hervorbringen zu können; eine gewaltsame Spannung drohte mein Herz zu zerreißen; ich blieb wie verwirrt stehen.

Aubry ergriff meine Hand, führte mich zu dem schlafenden Knaben hin, und sagte ruhig: „Felicie ist der Engel, dem Du dies Geschenk, dem Adele schwesterliche Freundschaft und treuen Beistand zu verdanken hatte. — Fasse Dich, höre weiter, und laß dies Erstaunen — Du verließest Felicien als halbes Kind, Du sahst sie erwachsen wieder, und ein gereiftes, sehr gebildetes Weib wird Dir entgegentreten.“

Der Anblick des schlafenden Kindes, das ruhig lächelnd vor mir lag, lößte den verworr-

nen Krampfknäuel in meinem Busen in lindernde Thränen auf. — Meine Fassung kehrte zurück — ich flüsterte leise: „weiter!“ und setzte mich wieder erschöpft nieder.

Aubry las nun, ohne ein Wort zu verändern, weiter fort:

„Ist es möglich!“ — rief Adele erschüttert und erbleichend. — „Sie — Ihre Eltern! — Sie begreifen nicht,“ fuhr sie gefaßt fort, „wie sehr Sie — eben Sie, so wie ich in Ihrem schönen, mitleidigen Herzen lese, mich in meinem festen Entschluß unerschütterlich bestärken. — Früher galt es nur um zu retten, jetzt um ein Glück, das mir geweigert ist, fest und sicher herzustellen. — Sie verstehen mich nicht — aber Sie sollen es bald, meine einzige, liebe, theure Freundin! und dann werden Sie erfahren, daß Ihre treue, schwesterliche Freundschaft es allein vermag, was eine harte Nothwendigkeit mir gebietet, in Segen und Ruhe zu verwandeln.“

Ungefähr so klangen ihre Worte. — Wir waren Beide sehr gerührt, erschüttert; allein wie sehr ich auch in sie drang, mir sogleich ihre Verhältnisse zu entdecken, sie blieb verschwiegen; aber zärtlich, mild, — auf einmal, könnte ich sagen, strahlte eine freudige Ruhe aus ihren Blicken. — Sie umarmte mich und sagte mir: „Ich mußte, und ich muß — aber mit welchen verschiedenen Gefühlen! — Eine furchtbare Einsamkeit schien mich zu bedrohen. — Ihre Theilnahme, ihre zuvorkommende Freundschaft — worin unerwartet, von Gott selbst gesendet, mein letzter und höchster irdischer Wunsch mir gewährt wird, verwandelt meine Aussicht in die Zukunft in Ruhe und Freude. — Nun weiß ich, daß meine Hingebung Gott gefällig seyn wird — und fühle, daß Sie mir nicht zürnen, mich Ihrer nicht unwürdig finden werden, wenn Sie bald mich ganz kennen lernen." —

Sie hatte meine Neugierde, aber auch meine innigste Theilnahme erregt, aber ihr ganzes Benehmen imponirte mich so, daß ich

auch nicht mehr fragen durfte. — Sie wich mir von dieser Stunde bis zu der ihrer Einkleidung sichtlich aus, aber es war ein Geist der Ruhe, des Friedens, der inneren Zufriedenheit über sie gekommen, der allen auffiel, obgleich er sich nicht selbst durch einen Anflug von Ueberspannung, sondern durch die mildeste Gelassenheit aussprach.

Nach der Einkleidung, die mit großer Pracht in der Gegenwart ihrer Brüder und des Erzbischofs vorgenommen wurde, beschied sie mich in ihre Zelle. —

„Nun," sagte sie mir, nachdem unser Gespräch wieder recht innig geworden, — „nun sollen Sie alles wissen. denn nur gemeinsames Vertrauen kann uns mit unserm gemeinsamen Geschick ausgleichen, und nun gehöre ich Gott allein, ihm nicht mehr. — Auch mir," fuhr sie fort, indem sie einen festen, milden Blick auf mich heftete — „ist der Name August de Morbiére sehr, sehr theuer." —

Ich stand wie aus den Wolken gefallen. — Ich wußte nur, daß de Morbiére auf eine

fast unbegreifliche Art verschwunden und noch nicht wieder gefunden war. — Ich ahnete nicht, daß er aufgehört haben könnte mich zu lieben — und das hat er auch nicht — aber ich zitterte, daß er als ein Opfer der Rachsucht der Präsidentin de Mainville — denn ich habe so ziemlich aus den Geständnissen meines Oheims, und den Mittheilungen der Madame Vassy die Wahrheit herausgefunden — gefallen wäre; mit jedem dahinschwindenden Tage beweinte ich um so mehr seinen Verlust in meinem Herzen. Selbst mein alter Oheim schien untröstlich — er hatte mir die Geschichte meiner Eltern mitgetheilt — ich wußte, wie viel ich meinem August zu verdanken habe, und zittere für sein Leben, je unbekümmerter, wie ich höre, sein Vater darüber zu seyn scheint; ja selbst der Oheim und Herr de Sartine schienen sich mehr um meine Wiedereinsetzung in meine Rechte zu bekümmern, als ihn suchen zu lassen. — So kommt es mir wenigstens vor; — und das blöde

Mädchen wagte kaum nach ihrem Bräutigam zu fragen.

„Wie!“ rief ich endlich betroffen. — „Sie kennen ihn — er lebt?“

„Er war,“ erwiederte sie mit einem dankbaren Blick gen Himmel, „unter Mördern und in einem Kerker. — Jetzt ist er frei — Seit wenigen Stunden — das Gelübde, welches ich ausgesprochen, hat ihn frei gemacht. — Sie sehen es nun selbst ein, ich mußte es ablegen.“ —

„Sie verstehen mich nicht,“ fuhr sie fort, als sie sah, daß ich mich gar nicht fassen konnte. — „Lesen Sie denn diese Blätter! — Ach! es hat mir Zwang genug gekostet, daß ich mich nicht sogleich verrieth, als ich die Geschichte Ihrer Eltern gleich wieder erkannte.“ —

Sie schob mir ein kleines Heft in die Hand — ich konnte nicht länger zweifeln; ich erkannte de Morbiéres Hand. — Es war spät. — Es lautete zum Ave. — „Morgen,“ flüsterte sie — „und dann sagen Sie mir, ob Sie mir

vergeben können, daß ich unwissend Ihre Ruhe gestört, Ihnen Thränen ausgepreßt."

Wir trennten uns. — Wie sehnte ich mich nach den einsamen Stunden der Nacht. Und so las ich nicht allein die ganze Geschichte meiner nur zu jugendlichen Liebe — ich blickte tiefer als ich je es geahnt in das Innere meines Geliebten. — Ausführlicher als sie selbst alles vielleicht gewußt, waren hier Adelens Leiden und die beginnende und wachsende Liebe ihres Erretters bis an die Stunde, wo die frohe Hoffnung, ihre Hand zu erhalten, ihn beglückte, erwähnt. —

Konnte ein Mädchen, das sich zwar gut, aber auch durchaus unbedeutend fühlte, zwei Wesen zürnen, die so ergreifende Ereignisse zusammen geführt, und ohne es selbst zu ahnen, so fest an einander gebunden hatte. — Ich konnte es nicht. — Den folgenden Tag erfuhr ich aus Adelens eignem Munde, was dieser selbst dem Geliebten zu entdecken sich geweigert hatte. Die spätern Ereignisse und das Gefühl der in ihren späteren Träumen so he ß

ersehnten Freundin, durch ein gütiges Geschick, das ihr wie ein Wunder, wie eine Gnade von Gott vorkam, doch gefunden zu haben, löhten ihr die Zunge. — Von diesem Augenblick war unsre Freundschaft entschieden und unzertrennlich. — Aber Tage folgen auf Tage — und de Morbiére erscheint in der Welt noch immer nicht. — Selbst mein Oheim, der mich wie immer besucht — und in den letzten Monaten immer düsterer geworden ist, erwähnt seines jungen Freundes, wie er früher de Morbiére genannt, immer weniger; er gestand mir, als ich vor kurzem nach diesem zu fragen wagte — daß er nichts von ihm gehört, bis er endlich erfahren, daß er in eine sehr dunkele Hofgeschichte verwickelt gewesen; ohne jedoch zu wissen, ob er verhaftet sey oder nicht. — Es ist als scheue er sich von ihm zu reden. — Es ist Ihnen wahrscheinlich bekannt, daß er schon längst Maaßregeln getroffen, wodurch seine Gemahlin aufgehört hatte, mir oder Jemanden gefährlich zu seyn; dessen ungeachtet war er mit seinem Freund, dem ältern Herrn de Mor-

biére einig geworden, daß ich meinen Wünschen gemäß, erst das Kloster verlassen sollte, um vor den Traualtar zu treten; jetzt dagegen, durch die Ungewißheit meiner Lage aufgeregt, möchte er mich gern bereden, sobald ihm, was er täglich erwartet, gestattet würde, mich öffentlich anerkennen zu dürfen, als seine Niece aus seinem Hause in die große Welt zu treten. — Ach! was war mir die Welt ohne den, der für sie verloren zu seyn scheint; dagegen fesselt mich nun das Kloster mit Banden, welche das Grab selbst nicht zerreißen kann. Er widersetzte sich meinem Wunsche, da zu bleiben, auch nicht." —

„Aber seine Nachricht von August hat meine und Adelens Unruhe, bei welcher der peinliche Gedanke sich immer mehr begründet, daß ihre Brüder sie noch einmal schändlich getäuscht haben, vermehrt. Jetzt zeigt sich aber eine neue Gefahr, welche die unerfahrne Frau nicht ahnete. — Mit einem Worte, es ist uns auf einmal klar geworden, daß sie schwanger sey. — Bekannt mit allen ihren Verhältnissen, sah ich gleich ein, daß selbst die rührende Wahr-

heit ihrer Begebenheit unter den frommthuenden Bewohnerinnen des Klosters Scandal und Verfolgung innerhalb unsrer Mauern erregen, und außer denselben ihren tödtlichen Feinden willkommen Anlaß zu den schwärzesten Verläumdungen, höchst dienlich die eigne Ehre zu retten, geben würde. — Sie theilte meine Ansichten; wir sind Beide wie vernichtet, und fühlen doch Beide, wie sehr Adelens Lage Schonung erfordert, uns Beiden ist das noch Ungeborne gleich theuer und heilig; — und doch sehen wir, wo wir hinblicken, nur Verderben, Schande und Tod — Tod, wenigstens die fürchterlichste Einkerkerung ist die bestimmte Strafe der Klosterfrau, die ihr Gelübde in einer Lage, die sie mit Schande bedrohte, abgelegt hat. — Die fromme Priorin schaudert zu sehr zurück vor dem bloßen Gedanken an einen Fehltritt, und ist zu sehr Nonne, daß sie nicht alles thun sollte, um den Geruch der Heiligkeit ihres Klosters zu retten, aber die arme Adele wird das Opfer ihres frommen Eifers seyn. — So stehen die Sachen. Außer dem Kloster kann

uns nur Hülfe kommen, aber wie? und wenn auch — Adele würde Schande und Tod einer Flucht vorziehen, die sie doch mit Schande, aber zugleich mit Meineid bedeckte."

Felicie erhob die schönen Augen zum Himmel; aber in diesen brannte ein Muth, eine Begeisterung, die das erstemal, als ich sie sah, nicht ihre jetzt wie damals außerordentliche Blässe belebte. — Auch ich war erblaßt; denn ich sah die ganze Gefahr Adelens ein, aber keine Rettung. — Felicie merkte meine Verzweiflung.

„In dieser außerordentlichen Gefahr" sprach sie weiter, nachdem sie sich zusammengenommen hatte, „muß ein außerordentlicher Schritt gethan werden; ich bin dazu bereit, ich habe mich selbst genau geprüft, ich würde keinen Augenblick mehr ruhig werden können, wenn ich aus unzeitiger Feigheit das Einzige scheuete, das Einzige vorübergehen ließe, wo ich doch einen Strahl von Rettung erblicke. Sie haben mich einst — wie ich aus dem Hefte unsers Freundes gesehen — als ein schwaches, vor Furcht hinsterbendes Mädchen gesehen; — sein Beispiel

hat mich muthiger gemacht; ich will für seine, für meine Freundin, für sein Kind, auch meine schwachen Kräfte aufbieten; Gott wird auch mich stärken! — Wir sind alle in Verzweiflung, Sie, wie ich sehe, mit uns beiden — und doch — wer von uns allen hat in dieser traurigen Verwickelung eine wahre Sünde begangen? — ist auch geirrt worden! — die schönsten Gefühle der Menschheit haben den menschlichen Irrthum hervorgebracht. — Ich predige," — fuhr sie mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „aber diese Worte stärken mich, obgleich sie nicht ausreichen. — Ich habe Sie rufen lassen, nicht um Ihre Hülfe anzusprechen, wenn sie uns nöthig seyn wird, sondern damit ich mit Wahrheit jemanden versichern darf, daß er uns beistehen kann, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, und zweitens, — weil ich vermuthe, daß jenes Heft, worin Adele ausführlicher, als ihre Unruhe ihr es jetzt gestattet, unsrem Freunde ihre Begebenheiten mitgetheilt, in Ihre treuen Hände niedergelegt ist, und werde Sie bitten, mir es anzuvertrauen. -- Ich werde es —

wenn Gott will, noch heute, zugleich mit dem des de Morbiére für Adele geschriebenen, und den Briefen ihrer Brüder an sie, welche ihr der Erzbischof, unbekannt mit dem Inhalte, selbst eingehändigt, und die ihr Gelübde in der Hoffnung der Erfüllung beiderseitiger Bedingungen beschleunigt, in die Hände dieses würdigen Prälaten niederlegen — was ihm nach diesem noch unbekannt ist, habe ich schriftlich hinzugefügt. Nur er kann helfen und Gott durch ihn.“ —

Ich gestehe, ich erschrak vor diesem kühnen Gedanken! — denn hatte Felicie sich in seiner Großmuth gejrrt, war alles vorbei, alles unwiderbringlich verrathen. Sie sah mir mein Erschrecken an. — „Wissen Sie etwas anders?“ fragte sie gepreßt. — „Ich kann mit ihm reden — der Präsident de Mainville und der Herr de Sartine haben mir beide den Weg gebahnt — er führt ja meine Sache — und die meiner armen Mutter, die noch weniger schuldfrei war,“ fügte sie mit gesenkten Blicken hinzu.

Ich besorgte das Heft unbedenklich und schnell in ihre Hände; sie ergriff es mit Eifer. — „Der Anfang ist gelungen," sagte sie freudig. — „Ich fürchtete, daß es nicht in Ihren Händen seyn möchte."

Nachdem ich, in sofern ich auf das Wort des Herrn de Sartine bauete, sie über das Geschick unsers Freundes beruhigt, fuhr sie zum Erzbischof, bei dem sie sich unter dem Namen Armand, den sie noch trug, und der ihm bekannt war, anmelden ließ. — Sie wurde sogleich angenommen.

Hätte sie bleicher werden können, sie wäre es geworden, als sie vor den großen hagern Greis trat, der so eben im priesterlichen Pomp und mit dem ganzen Glanze seiner Würde eine feierliche Audienz ertheilt hatte, und nun mit einer kalten ernsten Miene, in der sich nur eine leichte Verwunderung malte, nicht ohne die unsrer Nation eignen Galanterie ihr entgegen trat.

„Welchem Zufall darf ich die unvermuthete

Ehre des Besuches einer so jungen Dame zuschreiben?" fragte er ernst.

„Dem Geheimniß einer Unglücklichen, Monseigneur!" erwiederte sie ängstlich, indem ihre Blicke sich groß auf die seinen hefteten, worin sie nur Ruhe und Gleichmuth las.

„Sie sehen mich ja so starr und ängstlich an!" fuhr er im milderen Tone fort, — „Was suchen Sie mein Kind?"

„Die freundliche Güte!" erwiederte sie, „die sich meiner armen Mutter angenommen." — Ein unwillkürliches Schluchzen hemmte ihre Worte, sie sank zu seinen Füßen.

„Fassen Sie sich, meine Tochter und reden Sie! — ich verstehe Sie noch nicht — was ist geschehen?" fuhr er fort, indem er sie erhob und die Schwankende zu einem Stuhle hinleitete.

„Ein großes unvorhergesehenes Unglück — meine arme Freundin, de M***, die vor kurzem eingekleidet ist — ach, Gott!" —

„Ihre Freundin!" wiederholte er etwas finster, „so, so! Nun!"

„Kein Mensch ahnet es noch, außer ihr selbst und mir, das kindlichste Vertrauen — Vertrauen zu Gott führt mich zu Ihnen — mit einem Worte, sie ist schwanger! —"

Er erhob sich rasch und unwillig. — „Da haben wir's!" sagte er fast unwillkürlich, — „also doch — und auch ich war nahe daran, sie verläumdet zu glauben; — und berechtigt Sie denn," — fuhr er zu Felicien hingewandt mit Strenge fort, — „die vielleicht zu große Nachsicht gegen jugendliche Verirrungen, die mir die langen Leiden jener Schwester Sainte Veronique eingeflößt haben, zu meinen, Mademoiselle, daß ich darum schwach genug bin, verwerflichen Ausschweifungen ihrer verdienten Strafe entziehen zu wollen. Aber so geht's, — wer sich nur merken läßt, daß er Schwachheiten verzeihet, wird nächstens zur Theilnahme an Sünden aufgefordert. — Es thut mir Leid, Mademoiselle! daß Sie auch so von mir — daß Sie selbst so denken können." — Er wandte sich von ihr weg.

„Monseigneur!“ sagte Felicie, schnell wieder erröthend, ihren ganzen Muth zusammenraffend.— „Eben, weil Sie Theilnehmer an dieser Sünde sind, wage ich Ihre Hülfe aufzufordern.“

„Ich?“ entgegnete er verwundert, aber kalt — „wie verstehe ich das?“

„Hätten Sie, der kluge, erfahrne, ehrwürdige Priester Gottes nicht dem schönen Eifer eines unerfahrnen Kindes nachgegeben, hätten Sie ihr nicht gestattet, das Noviziat, das aus sehr weisen Gründen eingerichtet ist, zu überspringen; wäre diese Sünde nie begangen, die nur ein zu frühes Gelübde hervorgebracht, denn sie ist verheirathet vor Gott. —

„Sie reden sehr dreist,“ — sagte der Erzbischof.

„Ich habe keine Wahl, Monseigneur!“ erwiederte Felicie kalt, äußerlich ruhig — starr wie Marmor. — „Aus Vertrauen zu Ihrer Menschlichkeit, zu Ihren Tugenden, zu Ihrer innern Würde, an die ich trotz der äu-

ßern Strenge Ihres ehrwürdigen Standes noch immer glauben muß, habe ich dieser das Leben meiner Freundin verrathen — statt ihres Schutzengels bin ich ein niederträchtiger Angeber geworden — das überlebe ich nicht — mein Blut komme über Sie!"

„Unglückliche, Du drohst!" — fuhr der Greis erschüttert, mit noch größerer Strenge fort; — Du wagst in meiner Gegenwart selbstmörderische Gedanken zu äußern!"

„Nein!" versetzte sie schaudernd — „Schande und Schmerz werden mir das Herz brechen, aber — Gott ist mein Zeuge! keine Reue!"

„Armes Kind!" sagte der Prälat, nicht ohne innere Bewegung; „könnte Deine Freundin nur auch dasselbe sagen? — Ihr Leben besteht wenigstens aus einer Reihe von Zweideutigkeiten; — sie können verblenden, — sie haben einen Höhern, als du bist, verblendet; müssen denn die reinen heiligen Gefühle der Freundschaft auch ins Verderben leiten?" fügte er hinzu, mit einem Blicke gegen den Himmel.

Eine leise Hoffnung regte sich in Feliciens Herzen. „Monseigneur!“ sagte sie zitternd; — „lesen Sie diese Blätter, die ein unverkennbares Gepräge der Wahrheit tragen. — Sie werden finden, daß Adele meiner Freundschaft, Ihrer Milde und Güte nicht unwürdig ist.“ —

Er bedachte sich einen Augenblick. — „Wohlan!“ fuhr er fort, indem er sie nahm, — „Ihretwegen, einer harten Wahrheit wegen, die Sie mir gesagt, und wofür ich Ihnen danke, werde ich sie lesen, — Gehen Sie in Ihr Kloster zurück. — Ich will wenigstens dafür Sorge tragen, daß Niemand bereuen soll, daß er sich mir vertraut. — Eine Unterredung mit mir ist heilig, wie eine Beichte.“

Er entließ Felicien, die seiner trocknen, nicht sehr ermuthigenden Worte ungeachtet, doch mit einem ruhigen Vertrauen im Innern die Zelle der bangenden Freundin wieder betrat. Nicht der Erfolg dieser wichtigen Unterredung, nur die Gewißheit von dem Leben ihres Freundes schien sie zu beruhigen.

Den folgenden Morgen, so wie Felicie sich zu einer ungewöhnlichen, eben nicht erlaubten Stunde in Adelens Zelle geschlichen — hörten sie beide auf einmal auf dem Gange vor dieser viele Tritte sich mit großem Geräusche nahen. — Es war der Erzbischof, der einen Besuch im Innern des Klosters bei der Priorin abgelegt, und sich der Ausnahme seines Amtes bedienend, die junge Nonne, die seiner besondern Sorgfalt untergeordnet war, freilich dem herkömmlichen zuwider, in ihrer Zelle besuchen wollte. — Er hatte ihr, wie es hieß, Familienangelegenheiten mitzutheilen, entließ die Begleitung vor der Thüre und trat allein ein. Er hatte durchaus verboten, ihr seine kurz vorher laut geäußerte Absicht, sie zu besuchen, vorher zu melden. Felicie wollte, erschrocken durch die Ueberraschung, der Sitte gemäß, sich zurückzuziehen. — Er winkte ihr zu bleiben. — Die gewöhnliche Strenge seiner ernsten Zügen war bei seinem Eintritte verschwunden. — Eine sanfte Milde leuchtete aus seinen Augen, väterliche Güte sprach aus sei-

nem Munde. — „Ich habe alles gelesen und bin überzeugt," sprach er mit leiser Stimme — „und danke Euch jetzt, lieben Kinder für Euer Vertrauen, — wäre es mir doch früher gekommen; allein die beifolgenden Briefe überzeugen mich, wie eng umsponnen von den nämlichen Schlingen, in die ich gegangen bin, das arme Opfer gewesen ist. Nicht alles ist Sünde, was menschliche angelernte Begriffe und herkömmliche Formen dafür ausgeben. — Vieles, was die Menschen verdammen und ihre Gerichte bestrafen, wird dort oben nicht als Böses anerkannt, ja, es kann sogar in Gottes Augen als Tugend erscheinen, während Thaten, die von Menschen gepriesen und belohnt werden, von Gott schon verworfen sind; aber das zu unterscheiden, hat er sich selbst vorbehalten, und den Wenigen, die mit freudiger Zuversicht in ihrem Herzen fühlen, daß sie in seinem Geiste wandeln. — Darum darf die herkömmliche gesellige Ordnung nicht gestört werden, und das Bestehende, der sicherste Leitfaden der schlaffen Gewohnheit, obgleich

mangelhaft, muß aufrecht gehalten werden. — Darum verläßt Gott nicht die, welche auf ihn vertrauen. — Er hat mich — durch eine seltne Freundin, deren eignes Geschick ihr zum Leitfaden gedient, und mir zu demselben dienen kann — Euch in der höchsten Noth geschickt, damit so verkannte und so hart geprüfte Tugenden nicht während ihres stillen Märtyrerthums an der Menschheit ganz verzweifeln sollen. Die Frucht hingebender Dankbarkeit und rein menschlicher Liebe, soll, so wie Ihr Ruf, arme Duldende! gerettet werden. — Ich will in der Stille, so gut wie ich kann, das Uebel, welches freche Bösewichter in Geheim angerichtet haben, gut machen; — Aber indem ich dem innern Drange meiner Seele nachgebe, muß ich die äußere Würde meines Amtes, die ich selbst in den Augen der flachsten Alltäglichkeit am allerwenigsten vergeben darf, schonen und aufrecht halten. — Ich kann es, denn die sorgende Freundschaft erleichtert mir hier die Mittel. — Adele! — ich nenne Sie noch so

bis" — er stockte ein wenig, dann fuhr er fort — „verhehlen Sie nicht, daß Sie sich krank und unwohl fühlen, so wie einst der Mutter Feliciens, soll auch Ihnen erlaubt werden, diese Mauern Krankheit halber zu verlassen. — Die Verfolgungen, denen Sie noch immer unterworfen sind, geben mir Anlaß, das Kloster zu verschweigen, wohin man glauben muß, daß Sie sogleich gebracht worden, und nachdem Sie sich, wenn Sie genesen sind, auch gewiß hinsehnen werden. — Das Kind" —

„Ich bin — ich bleibe seine Mutter" — unterbrach ihn Felicie hocherfreut.

„Vieles," fuhr der Prälat seufzend fort; „muß ich freilich der sorgenden Freundschaft überlassen. — Ich kann hier nur anfangen und vollenden."

Mehrere Abreden wurden nun getroffen; es wurde bestimmt, daß Felicie, die täglich das Recht erwarten konnte, unter ihrem angebornen Namen aufzutreten, sogleich, noch früher, als ihre Freundin, das Kloster verlas-

sen, und zu ihrem Oheim zurückkehren sollte. — Sie trug kein Bedenken, dem Manne, dessen Gewissen auch viel zu vergüten hatte, das ihr wieder eingehändigte Paquet mitzutheilen, und so war uns ein neuer zuverlässiger Freund erworben.

„Früher als ich erwartete," fuhr Aubry fort, das umständlichere Heft zusammenlegend, „wurde ich in das Haus des Präsidenten gerufen; beklommenen Herzens begab ich mich dahin. — Ich wurde zu Felicien eingeführt — damals schon Mademoiselle Lauristel de Savigny genannt. — Die vereinten Bestrebungen des Erzbischofs und des Herrn de Sartine waren gelungen; der Nachlaß des unglücklichen Lauristel schon längst den Händen seiner nicht mehr furchtbaren Feindin entzogen. — Das alte Stammgut Savigny, das früher der Familie Lauristel gehörte, und seitdem mehrmals seine Besitzer gewechselt, war durch Herrn de Sartines Betriebsamkeit um den Werth des wieder errungenen Nach-

lasses der anerkannten Erbin wieder erworben; — ihr wurde zu derselben Zeit mitgetheilt, daß Du frei und in Sicherheit wärest, aber nicht mehr. — Der vorsichtige Herr de Sartine ging von seinem einmal entworfenen Plane nicht ab. — Seine Betheuerungen beruhigten indessen Felicie, Adele, Alle, und bald, als ich sie erfuhr, auch mich." —

„Meine ängstliche Beklommenheit verschwand, sobald mir Felicie entgegen trat. Die außerordentliche Blässe ihres Gesichts, die mich zweimal so mächtig getroffen, war einer sanften lieblichen Röthe gewichen, so wie eine zarte Frühlingsblume, dem Winterschnee entsprossen, tausend keimenden Hoffnungen vorangeht. Freudig theilte sie mir das so eben Erzählte mit. — Unser Plan wurde schnell und sicher angelegt; — Felicie verreiste, aber nicht weiter, als bis in die Wohnung, im Hause des ehrlichen Gärtners, wo Du einst gewohnt, und die Felicien schon lieb geworden war, weil noch mehrere Deiner Sachen sich dort befanden, und wo wir bald nachher, der getroffenen Anstalten des würdigen Prälaten zufolge,

Adelen empfingen. — Sie schauderte zwar, als sie ihres einstigen kurzen Aufenthaltes dort sich erinnerte, aber bald war auch sie einheimisch geworden; denn es war, als umwehete der Athem des gemeinsamen Geliebten die beiden treuen Freundinnen, hier, wo jeder Gegenstand ihm gehörte, und wo sein mehrmonatlicher Aufenthalt, die freundlichen Wände geweiht hatte. In dem Hause herrschte eine noch größere Stille als früher; beide Töchter des Alten hatten sich verheirathet, er bewohnte es fast ganz allein. —

Hier an der Seite der treuen Freundin füllte eine vorahnende selige Ruhe Adelens Busen. — Es war, als wenn sie nur für die Freundin Schmerzen leiden sollte, um sie zu einer glücklichen Mutter zu machen. — Wenn die beiden Frauen von der Zukunft redeten, war es, als hätten sie ihre Persönlichkeit gewechselt. — „Wie froh wird der Vater einst werden," hörte ich einmal unbemerkt Adelen im traulichen Gespräch zu Felicien sagen, „wenn Du ihm Dein Kind in die Arme legst!" —

„Herzen darf er es wohl, aber behalten nicht" — — erwiederte Felicie. — „Nein! gewiß nicht, denn es ist ja mein, mein. — Ich darf es Dir wohl sagen, daß mein Stolz, die unaussprechliche Freude meiner Seele das Bewußtseyn ist, das mein muthiges Vertrauen den einzigen Ausweg gefunden, der Dich von fürchterlichen Leiden befreit, und das ungeborne Leben rettet. — Drum um Gotteswillen nicht schwermüthig, Adele! — Es kann sich vererben — schone Dich um meines Kindes Willen." —

„Du lächelst und weinst, mein Freund!" — fuhr Aubry fort, „als hättest Du nie zwei junge Freundinnen belauscht, die unbewußt tändelnd sich schwärmerischen Träumen hingeben; sie waren in diesen kurzen glücklichen Tagen beide zu Kindern geworden, und laß es Dir eine sanfte Beruhigung seyn, daß Adele glücklich gestorben ist. — Es war indessen, als ahnte sie ihren Tod. — Wenn die in täglich reizenderer Jugendfülle strahlende Felicie, die wieder lebensfroh und heiter, nicht mehr an die Mauern denken mochte, worin sie so viel um die Freundin gelitten, mitunter zu ihr sagte:

— „Wir bleiben zusammen, Adele — ich vertraue noch immer unserm ehrwürdigen Beschützer. — Kehre nicht wieder ins Kloster — Dein Gelübde, in Deiner Lage so unnatürlich, war auch erzwungen.“

Da erwiederte sie ernst: — „Sorge nicht für mich — ich weiß wohin ich kehre.“ —

Eine solche Antwort verbreitete immer einen stillen Ernst um uns, der nur bei Adelen allein keine düstre Richtung nahm. — Dein Sohn wurde geboren, glücklich und leicht. Keine Gefahr schien die Mutter zu bedrohen. — Ihre folgende Krankheit war nur eine außerordentliche Ermattung; es war, als stürbe sie nur an der Gewißheit von ihrem Tode. — Mit ihren letzten Kräften schrieb sie einige offene Zeilen an Dich, welche sie Felicien anvertraute, und die diese niemanden gezeigt hat. Sie schlief in ihren Armen ein, um nie mehr zu erwachen. —

Der Erzbischof empfing Adelens Leiche wieder; sie wurde nach ihren Wünschen an dem Orte begraben, wo sie ihr Gelübde abgelegt. — Aber in Feliciens Busen entstand ein son-

derbarer Streit zwischen der Trauer um die Freundin, und der Freude an ihrem lebendigen Nachlaß. — Sie kehrte in das Haus des Präsidenten zurück; nachdem ein Vorwand, der sie gegen jede Verläumdung sicher stellte, erfunden war, damit das Kind in ihrer Nähe bleiben konnte. — In dieser Zeit erfuhr sie durch ihren sorgsamen väterlichen Verwandten, den Herrn de Sartine, der — ich weiß nicht ob von dem Erzbischoff, oder von dem Präsidenten, von allem unterrichtet war — zum erstenmal bestimmte Nachricht von Deinem Befinden, und von dem Orte Deines Aufenthaltes. In treuen Bestrebungen für die Zufriedenheit Feliciens hattest Du Dich selbst wieder gefunden. — Und doch scheuete sie sich den Wiedergefundenen wieder zu sehen. — Fast willkommen war ihr dies zarte Alter Deines Sohnes, und die Bitten des Herrn de Sartine, Dich in ungestörter Ruhe zu lassen, bis er die Sicherheit, womit Du aufs neue in der Welt auftreten müßtest, festgestellt hätte. — Es ist nun geschehen. — Der Prozeß, den Du anhängig gemacht hattest, ist wieder

aufgenommen und gewonnen. Die Grafen de M*** haben sich durch die Flucht gerettet, und werden gewiß nie zurückkehren; nur den sehr untergeordneten Wundarzt hat die Gerechtigkeit blutig getroffen. — Er hat schon durch das Beil geendigt. — Da gab selbst der Herr de Sartine Zeichen zum Aufbruch. — Felicie — als zärtliche Mutter, ohne Mutter zu seyn — war indessen so schön empor geblüht, als frohe Lebenslust, innere Befriedigung und dunkle Hoffnungen — wie wärmende Strahlen der inneren Sonne, auch die äußeren Formen entwickeln können. — Ich wundere mich nicht, daß Du sie nicht sogleich wieder erkanntest. — Aber hast Du sie auch früher so gekannt als jetzt?"

„Nein!" sagte ich — „aber so wie ich sie nun kenne — bin ich auch würdig mich ihr zu nahen?" —

„Nur keine Ueberspannung und keine Schwärmerei, Freund!" erwiederte Aubry erregt. — „Jeder von Euch hat nach seinem Gefühle, nach seinen Kräften gehandelt — und was das Vornehmste ist: jetzt erkennt

Ihr Euern Werth. — Ist sie Dir werther geworden, warum solltest Du ihr nicht auch dasselbe geworden seyn. — Zu ihr — Du wirst mehrere Bekannte treffen." —

Mein Sohn war schon längst erwacht, und hatte auf meinem Schooße getändelt; ich erhob mich rasch mit ihm auf dem Arm. —

Mein Freund lächelte, und zog mich vor den Spiegel hin. — „So willst Du doch nicht dort im Schloße vor Leuten erscheinen, die Dich bald hoffentlich als Herrn begrüßen werden" — sagte er; „und Du bist ja noch berauscht — sammle Dich erst. — Siehst Du — ich habe für alles gesorgt." — Er öffnete die Thüre und winkte der Kammerfrau, die vermuthlich längst herbestellt war: — Sie nahm mir den Kleinen ab, und händigte dagegen dem Freunde ein großes Paket ein. —

„Deine eignen Kleider," fuhr er fort, „sie sind wohl nicht ganz modern mehr, aber sie passen doch und wir sind auf dem Lande. — Sammle Dich, in einer Stunde hole ich Dich ab."

In der That befand ich mich noch lange,

nachdem er mich verlassen, wie in einem Traume: ich riß zuletzt das Paket auf, um mich zu überzeugen, daß ich auch wach sey. Ich kannte das Kleid sogleich an Farbe und Schnitt — war es Zufall, oder hatte der Freund — ja ich besann mich, eben dieses war, ohne damals weiter daran zu denken, in seiner Obhut geblieben. — Es war dasselbe, das ich einst getragen, als ich von Montargis zurückkehrend, Felicien als Braut wiedersah und besinnungslos in der Kirche zu Boden sank. — Wie viele lebhafte Erinnerungen verdrängten in diesem Augenblick den langen, unglücklichen und doch so glücklichen Zwischenraum. — Es war als fühlte ich mich ganz in die Zeit zurück versetzt, da Felicie mein war, daß ich nur Gedanken, nur Sinn für sie hatte. — Und wie unendlich schöner, gereifter, geprüft und bewährt stand sie doch nun zugleich vor meiner Seele. — Mit einem lebhaften, jugendlichen Gefühl, das sich lange meiner Brust nicht genähert hatte, warf ich die Gärtnerjacke weg, und zog das Kleid an, das, obgleich sorglich ausgebessert, doch — es kam mir wenigstens

so vor, noch Spuren von der Verwahrlosung trug; doch war es mir, als hätte ich kein köstlicheres anziehen können. —

Aubry erschien wieder — ich folgte ihm, ohne jemandem zu begegnen, durch einen Seiteneingang ins Schloß, von dem eine Treppe unmittelbar zu den Zimmern der Besitzerin führte. Wir traten in ein Cabinet, an das ein kleines Boudoir stieß. — „Ich will Dich doch melden," sagte Aubry lächelnd, indem er mich verließ. —

In der That, höchst beklommen blieb ich zurück; unwillkürlich betrachteten meine Blicke die Wände des Zimmers; zwei kleine Gemälde über dem Kanapée zogen mich an; ich trat näher und erkannte die Gemälde des unglücklichen Lauristel und der Schwester Sainte Veronique, welche die siegende Tochter hier aufgehängt; dieser Anblick besänftigte sogleich das Klopfen meines unruhigen Herzens; die Bilder lächelten mir zu, als wollten sie mir sagen: „Wir haben Dich nicht aus dem Gesicht verloren, und nun ist ja Alles wieder gut, und das Geschiedene aufs neue vereint." Sonderbar

ermuthigte diese Vorstellung mein Herz; es war, als würde ich auf einmal in die frohe Jugendzeit zurück versetzt, da ihre Leiden meine erste traurige Erfahrung waren; ich warf die Blicke dreister umher; aber wie von einem Zauber ergriffen, hafteten sie fast unbeweglich, ohne Kraft sich zurückzuziehen, auf einem Blumentopf, der zwischen den beiden Fenstern vor dem glänzenden Trümeau stand. — Ich fühlte mich immer näher hingezogen; es war ein schöner Heliotrop, dessen balsamische Wohlgerüche mein Herz in Wehmuth auflößten; schwerlich ist es derselbe gewesen, der mich einst so glücklich machte, aber den Topf erkannte ich wieder — seine porzellainen Sinnbilder riefen mir laut die Vergangenheit zurück; — ich athmete wieder nur in ihr. —

Da öffnete sich die Thüre des Boudoirs — Felicie, die ich einen Augenbick früher in dem Bilde ihrer Mutter schon wieder gesehen, erhob sich erröthend von ihrem Stuhl — neben dem die leere Wiege meines Sohnes stand, — aber seine Gegenwart war nicht nöthig. — Ich flog freudig zu ihr hin, sank zu ihren Füßen, um-

schlang ihre Knie. — Es war mir, als berührten ihre Lippen meine Stirne, doch weiß ich es nicht — ich war völlig wie trunken — ich fand mich erst selbst wieder in den Umarmungen meines Freundes — meines Vaters, meiner Tante, und des väterlich gesinnten Präsidenten. Die Beamten und Bedienten erstaunten, als sie erfuhren, daß ihr künftiger Herr als Gärtner sie schon alle kennen gelernt habe — ihr Herr? — Es wurde so laut und unverhohlen von unsern Verwandten ausgesprochen, daß es mir und Felicien an Muth und wohl auch an dem Willen fehlte, sie zu widerlegen. — Vierzehn Tage nachher war unsre Trauung; erst nach dieser zeigte mir Felicie Adelens Abschiedszeilen. — Sie drangen mir tief ins Herz. — Sie hatte nur geschrieben:

„Wenn Du mich je geliebt, so mache auch nun Felicien glücklich, sie wird gewiß Dich glücklich machen."

Wir haben Beide ihrem letzten Wunsche nachgelebt. —

Das ist meine wahre Jugendgeschichte. Ich bin fertig. —

Nachdem Herr de Morbiére nach mehreren Unterbrechungen, in verschiedenen Abenden so weit gekommen war — hielt er plötzlich inne, und erhob sich schweigend.

„Was nun, Freund!" rief der Schloßherr. — „Sie wollen doch nicht eben da aufhören, wo wir erst anfangen können, uns über Ihr Glück zu erfreuen."

„Allerdings will ich das," erwiederte der Alte kalt, „denn nur bis hieher ist mein Leben von Verläumdungen verdunkelt worden; und dann — es ist immer das sichere Wahrzeichen eines dauernden Glücks, daß es nur wenig Stoff zum Erzählen abgiebt. Ihr müßt es ja an Euch selbst erkennen!" fügte er mit einem freundlichen Blick auf den Kreis, der ihn umgab, hinzu.

„Aber das Glück verging?" sagte sein

Günstling, die jüngste Schwester des Schloß-herren, indem sie ihn traurig fragend ansah. —

„Es verging," sagte er dumpf, doch ver-setzte er, sogleich sich wieder ermannend — „es verging so wie das ganze Reich. — Ich habe kein Recht zu klagen, daß ich nicht glück-licher als mein Vaterland gewesen bin. Es begrub mein kleines Geschick unter seine Rui-nen — nur mich selbst leider nicht. — Ich lebte lange, lange ruhig auf meinen Gütern. Wir sahen nicht einmal unsre Wohlthäter wie-der, ich nicht den Herrn de Sartine, Felicie nicht den väterlichen Erzbischoff! — Ach! solche Männer giebt es in unsern Tagen nicht mehr. — Da brach die fluchwürdige Revolution aus. — Unruhe, Vaterlandsliebe, Verhältnisse zo-gen — mein Unstern zog mich nach Paris; dort lernte ich Ihren Vater kennen, Graf! das war ein Mann! er las in meinem In-nern; er dachte wie ich! Genug davon! — Mein Vermögen ging verloren, mein Schloß in Flammen auf. — Kein Mörderdolch zwar, oder doch nur ein unsichtbarer — das jähe Erschrecken jener Nacht, der langsame Gram

um mich legten meine Felicie in ein frühes Grab. — Gott sey gelobt — sie hat mir keine Kinder geboren; ich hätte dann noch mehr zu beweinen gehabt. — Meinen Sohn, einen kühnen Jüngling — meine Hoffnung — trennte der Rausch, der sein Vaterland und auch seine Sinne benebelte, nach dem Tode der Friedensstifterin von mir; obgleich geläutert in Adelens Herzen, gohr doch das ungestüme Blut der de M*** in seinen Adern. — Wie zur Rache ihres unbändigen Hochmuths steckte die blinde Wuth der Freiheit das seine an; er verließ mich, um gegen den Adel, der ihm angeboren war, und der sein Vaterland befreien wollte, zu streiten; er starb an den Wunden, welche die Sache, die die seinige seyn sollte, ihm schlug. — Vergebens! aus seinem wilden Blute sproßten hundert wildere Widersacher auf; da kehrte ich seufzend dem bethörten Reiche den Rücken; ich habe das und die Meinigen überlebt — warum weiter von meinen kleinen Schicksalen reden? ich habe das größte schon ausgesprochen. — Ich bin alt und stumpf, aber Ihr wißt es nun, obgleich

Ihr es mir nicht ansieht — ich habe auch gelebt und geliebt." —

„Und schmählich gelitten!" fiel ihm der Graf ins Wort; „ich begreife wohl, daß Sie, Papa! einem Geschick zürnen, das Ihr schwer errungenes Glück zerstörte, aber mit diesem zugleich — und laßen Sie das Ihren Trost seyn — die schreyenden Willkürlichkeiten, womit ein entarteter Hof, und alles, was sich diesem anschloß, in den Eingeweiden einer lange geduldigen Nation wüthete — gekrönte Schattenbilder vergötternd, welche ihre Umgebung durch die kriechendsten Schmeicheleien so verweichlichten, daß sie kaum gewahr wurden, wie jene in die heiligsten Rechte der Menschheit eingriff, nicht die innigsten Banden der Natur verschonte, um ihrem Ehrgeitz und ihrer Selbstsucht zu fröhnen — seyn Sie und die Ihrigen nicht selbst ein Ball der verwerflichsten Bosheit gewesen, haben Sie uns nicht selbst die fluchwürdigen Grundsätze des de Sartine, und der Saint Florentins entfaltet, denen das Leben und die Freiheit gewissenhafter Staatsbürger ein leichtes Opfer war, wenn

es galt, den Namen und die äußere Würde vornehmer Bösewichter aufrecht zu erhalten." —

„Staats-Gründe, die Ruhe des Staats müßt Ihr sagen!" unterbrach ihn heftig der Greis; — „habe ich mir solche Ansichten gefallen lassen, so könnt Ihr es wohl auch! — Pfuy! ich bin kein solcher Egoist! was sind solche kleine Ausnahmen wie meine kurzen Leiden, und die einiger Anderen gegen die Wohlfahrt des Ganzen, gegen die ruhmvolle Größe eines Reichs, den Glanz seines Hofs — gegen — Seht Ihr; da haben wirs, — daß Ihr so blind, so unbillig urtheilt, ist ja nur ein Erfolg meiner verdammten Indiscretion — hätte ich geschwiegen, wäret Ihr mir mit Euern indiscreten Vernunftschlüssen, aus denen doch nur, weil sie immer nur halb wahr sind, alles Unheil kömmt, von dem Halse geblieben. — Warum lächeln Sie, Monsieur le Danois!" wandte er sich plötzlich zu dem Herausgeber dieser Blätter, der seiner Gewohnheit nach still, in sich gekehrt zugehört hatte — „darüber vielleicht, daß die tollen Abentheuer eines jungen Menschen, an dem, im Vergleich

mit der bestehenden Ordnung der Dinge, doch gar nichts lag, noch den alten Mann zu einer Schwatzhaftigkeit verleiten, deren er sich schämen muß, weil sie Anlaß gegeben, seine Zeit, die doch immer die bessere bleibt, zu verunglimpfen? — aber nicht ich — weiß Gott, — das verdammte Buch ist allein Schuld daran, und...."

„Freilich!" fiel ich ihm noch lächelnd ins Wort. —

Wenigstens hatte eben das erwähnte Buch mich zum Lächeln gebracht; denn so wie er in diesem damals ziemlich neuen Werke, „sein Zerrbild," wie der Greis sich ausdrückte, gefunden, und dies ihm den wahren Abriß seiner Jugend abgerungen hatte, so war eben an diesem, während seiner Erzählung, das Zerrbild, dessen Entdeckung er mit seiner Beichte vorbeugen wollte, von mir erkannt worden, und noch mehr, ich besaß es selbst. Durch eine sonderbare Laune des Schicksals war es mir in Paris in die Hände gefallen, und da ein Freund in Deutschland, der mitunter fremde Sachen zu Markte brachte, mich ersucht hatte, ihm

einige nicht uninteressante Neuigkeiten gelegentlich zu schicken, hatte ich ihm dieses, das die innere Sittenlosigkeit jener Zeit doch fast zu grell ausspricht, mitbringen wollen. Die hommes de lettres hatten damals noch Zeit, sich mit den fremden Neuigkeiten zu befreunden, sie zu prüfen und zu verwerfen, weil es noch nicht eine wohlfeilere Speculation der Buchhändler geworden war, aus den ausländischen Zeitungen den Titel der herausgekommenen Schriften begierig zu erhaschen, um zu gleicher Zeit, wenn diese nur unter einer etwas bekannten Firma erschienen, dem schnellfingrichsten und zugleich billigsten unter der dienstfertigen Schaar, die jenen umringen, deren Uebersetzung zu übertragen.

„Freilich!" sagte ich also, indem ich mich dem Greise nahete, den ersten Theil des Werkes aus der Tasche zog, und ihm den Titel verstohlen zeigte; „denn ich habe den fünften Verräther erhascht!"

Der alte Mann erblaßte. „Wie kommen Sie dazu?" fragte er bestürzt, indem er ihn ergriff und schnell in die Tasche steckte.

Ich erzählte es ihm offen, und fügte entschuldigend hinzu, daß der sichere Tact meines Freundes gewiß alles verwischt haben würde, was ein weibliches Ohr hätte beleidigen können; „aber", schloß ich, — „nun bekömmt er es nicht; indessen möchte ich doch gern einen Tausch mit Ihnen machen; ich liefere es Ihnen aus, gestatten Sie mir dagegen, der Nation, bei der Sie leben, Ihre wahre Jugendgeschichte mitzutheilen."

Er sah mich starr an.

„Ja, Ja, Papa!" nahm der Graf das Wort; „denn so können Sie am besten doch allem Aergerniß vorbeugen; dann werden vielleicht auch mehrere als meine Kinder, die Ihr würdiges Alter verehren, und Sie lieben, dermaleinst den leeren Platz der Bastille anschauen und sagen: Gottlob, daß die Mauern wo tausend Bösewichter, aber eben so viele Unschuldige geseufzt haben, so wie ihre unbekannten oder vergessenen Leiden von der Erde verschwunden sind, und mit ihnen die freche Willkürlichkeit entarteter Geschlechter, die durch ihren Uebermuth die Nation dahin gebracht, sich selbst zu vergeß-

sen, weil jene weit früher sie gänzlich vergessen."

„Nein!" versetzte der Alte, „nicht so; denn die Bastille ist mir doch recht lieb, wie alles aus der guten alten Zeit, — mit dieser will auch ich vergessen werden; wie mein Leben, muß ja auch sie Verläumdungen tragen! — Allein," fuhr er mit gefalteten Händen fort, „wenn sie einmal wiederkehrte — und das thut sie, das muß sie thun, siegreich und siegend, nun dann möchte ich auch wohl in dem neuen Glanze erstehen, denn" —

„Ach! die wird wohl schwerlich wiederkehren!" rief ich, „lassen Sie von dieser Bedingung ab!"

„Sie wird wiederkehren; — es kann nicht so bleiben!" — erwiederte er heftig mit Thränen in den Augen; — „dann mögen Sie die Lüge, meine Wenigkeit betreffend, unterdrücken und die Wahrheit getrost siegen lassen, wenn Gott giebt, daß Sie die Zeit erleben, denn geschehen wird es doch gewiß. Das Alte wird zurückkehren, mit seinem immirenden Glanze, mit seiner jetzt zertretenen

Würde, mit seinen verlorenen Rechten, und das wilde, jetzt schon Gottlob gedämpfte Geschrei der Freiheit, die nur den Thieren der Wälder angemessen ist, die auch unter ihre angebornen Herrn wiederkehren werden, wird sich in schweigende Dezenz verlieren!"

„Schweigen wir," flüsterte der Schloßherr mir lächelnd zu; „den Mohren wäscht man doch nicht weiß."

Den nächsten Tag versäumte unser alter Freund nicht, mir die folgenden Theile des Werks abzufordern, und mit einer an diesem selten-gewissenhaften Manne nie bemerkten Zurücksetzung der Ehrfurcht, die er sonst immer fremdem Eigenthume bezeigte, opferte er unbarmherzig sämmtliche Exemplare jenes Buches dem Feuer. — „Ich nehme es auf mich." sagte er nur.

Von dem Obersten wurde nie später etwas gehört. —

Aber — wer hätte das vermuthen können? — Der Greis hat wirklich Recht gehabt. — Das Herkömmliche ist zurückgekehrt, und in überströmender Masse. Schade, daß der

hier im Leben dadurch beglückte Mann, alles das in seinem Vaterlande wieder erweckte und täglich mehr auflebende Alte nicht erlebt hat, damit er sich noch auf der Erde darüber hätte freuen können, denn in dem Himmel, worin er heim gegangen, wird er es wohl schwerlich thun.

Indem nun, unsren Bedingungen gemäß, ich die wahrhafte Jugendgeschichte des guten discreten Herrn de M** ans Licht des Tages treten lasse, ist es mir jedoch verweigert, dem wißbegierigen Forscher das Werk zu nennen, womit Gegenwärtiges an mancher Stelle eine überraschende Uebereinstimmung aufstellt. — Indeß wird hoffentlich der mir durchaus fremde Ton, um nicht Geist zu sagen, der aus diesen Blättern spricht, den, meiner erzählenden Muse geneigten Leser überzeugen, daß ich hier nur als berichtender Stellvertreter eines guten, recht liebenswürdigen Franzosen aufgetreten bin. —

University of
Connecticut
Libraries

39153028254300